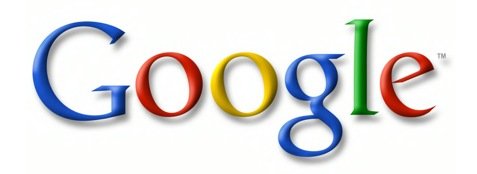
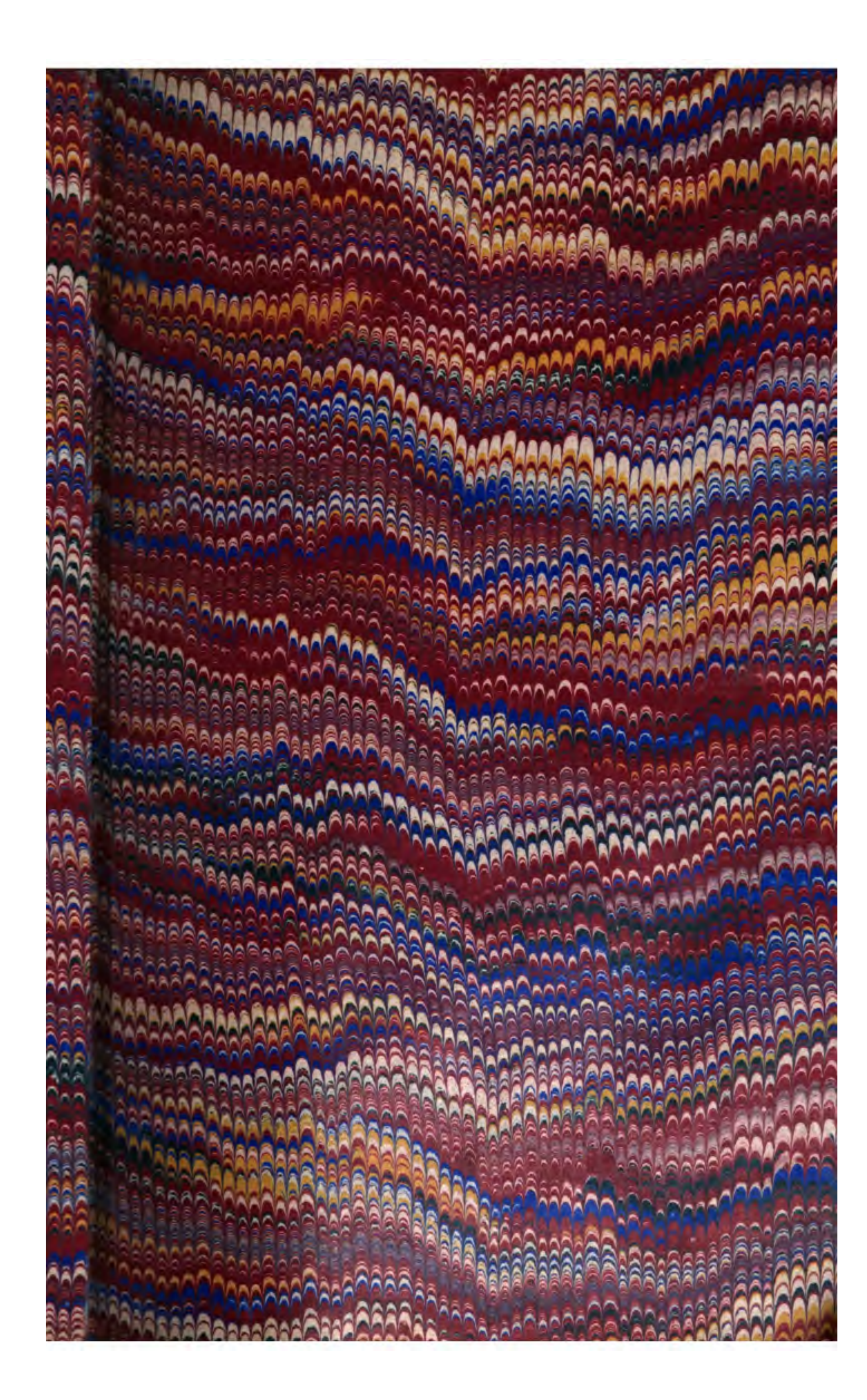





DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.





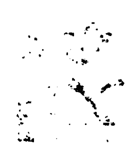
Gem. von Daffinger — Gest. von Prof. Jacoby

Franz Grillparzers Lebensgeschichte

von

Heinrich Laube.

[illegible]



Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1884.



Franz Grillparzers

Lebensgeschichte

von

Heinrich Laube.

Mit dem Porträt des Dichters in Stahlstich.



Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1884.



Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Unser Dichter Franz Grillparzer erzählt in seiner Selbstbiographie, welche in der Gesamtausgabe seiner Werke enthalten ist, sein Leben bis zum Jahre 1836. Es könnte also eine neue Lebensbeschreibung überflüssig erscheinen.

Das ist sie aber doch wohl nicht. Es kann ja wünschenswert sein, nicht den Dichter allein über sein Leben zu vernehmen, sondern auch andere, um neue Gesichtspunkte zu gewinnen, und der Dichter kann mancherlei übergangen haben, was außer dem Wege lag, den er eingeschlagen.

Und so ist es. Grillparzer hat sich in seiner Erzählung durchaus nicht ausbreiten, sondern er hat nur das darstellen wollen, was ihn vorzugsweise interessierte. Wenn er schrieb, so schrieb er immer rasch, ein künstlerisches Ziel vor Augen, und ließ rechts und links Wichtiges liegen, was nicht streng notwendig schien für den Inhalt der gewählten Form.

Außerdem hat er ja sein Leben nur bis zum Jahre 1836 geschrieben, er hat aber von da noch 35 Jahre gelebt. Einer neuen Lebensbeschreibung ist also noch manches übrig geblieben.

Für eine ausführliche Lebensbeschreibung Grillparzers ist ein reichliches Material vorhanden. Ein Cousin von ihm, der Senatspräsident Freiherr von Rizy, hat es von frühauf gesammelt. Seine Mutter war eine Schwester der Mutter Grillparzers, und als der Jüngere ist er gleichsam wie ein Aehrenleser hinter dem erntenden Vetter Franz einhergeschritten, alles aufhebend und bergend, was niederfiel. Und alles das hat Baron Rizy sorgfältig aufgezeichnet und bei seinem Tode

getreulich hinterlassen. Er starb zehn Jahre nach Grillparzer. Nicht den kleinsten Vorfall im Leben Grillparzers hat er unbeachtet gelassen; aus einer großen Kiste, welche weggeworfene Zettel Grillparzers enthielt, hat er wertvolle Notizen gesammelt, und nicht ein Wort ist in irgend einem Blatte, in irgend einem Buche über Grillparzer gesagt worden, das er nicht aufgeschrieben hätte. Nun war er aber ein Mann von reicher Bildung, von wissenschaftlicher wie künstlerischer Bildung, er war also wohlgeeignet, seine Sammlung geistig zusammen zu halten und zu ordnen.

Außer ihm ist noch ein anderer persönlicher Freund Grillparzers mit derselben Aufmerksamkeit neben dem Dichter einhergegangen und hat alles mitgeteilt, was er erfahren. Dies ist der Medizinalrat Dr. Preyß, welcher noch lebt. Grillparzer pflegte ihn seinen Leibarzt zu nennen und hatte ein unbedingtes Vertrauen zu ihm. Preyß war außerdem Arzt und Hausfreund der Schwestern Fröhlich, in deren intimem Verkehre Grillparzer die zweite Hälfte seines Lebens zubrachte, und in deren Kreise war wohl alles offenbar aus des Dichters Leben, was er nicht selbst verborgen halten wollte. Und auch das blieb nicht verborgen vor drei gescheiten Frauenzimmern. Preyß also, der ihr Vertrauen genoß, war und ist ein reicher Quell für Grillparzers Lebensgeschichte. Er aber hat mich bei immer noch fraglichen Punkten unterrichtet.

Mit den Hilfsmitteln dieser beiden Männer ausgerüstet, erzähle ich in folgendem das Leben Grillparzers, wohl wissend, daß auch hiermit kein Abschluß über die Charakteristik des Dichters erreicht werden kann. Einen solchen gewährt ja nur die Nachwelt, welche Spreu von Weizen gesondert vorfinden wird.

Inhalt.

Erstes Buch.

Seite

Zweites Buch.

Drittes Buch.

Viertes Buch.

Fünftes Buch.

Sechstes Buch.

Siebentes Buch.

Achtes Buch.

Seite

Neuntes Buch.

Zehntes Buch.

Elftes Buch.

Zwölftes Buch.

1.

Unser Dichter Franz Grillparzer wurde am 15. Januar 1791 in Wien geboren.

Man hat sich viel damit abgegeben, den Namen Grillparzer zu erklären, weil Lord Byron ihn besonders rauh gefunden und dazu gesagt hatte, er würde doch gelernt werden müssen, weil er einen großen Dichter bezeichne. Eine Nachweisung geht dahin, daß einige Meilen entfernt von Wels in Oberösterreich eine Häusergruppe die Benennung geführt „zum Grillparz". Parz sei Abkürzung von Parzelle. Demnach wäre es ja nur ein Beiname für einen „Grill", und dieser müßte also seinen Namen verlängert haben. — Im alten Wiener Gerichtsbuche, Teil II, Seite 154 findet man einen Weingarten zu Pellendorf „an dem Grillparz". Da ist also die Familie Grillparzer als eine niederösterreichische aus der Umgegend von Wien im 15. Jahrhundert nachgewiesen, und der Dichter stammt hier wie dort von Bauern ab.

Bemerkenswert ist es, daß Grillparzer selbst seinem Namen immer feindlich gesinnt war. Besonders gedruckt war er ihm widerwärtig. Der Zufall brachte es mit sich, daß sein wichtigster Freund, der Sekretär des Burgtheaters, Schreyvogel hieß, also noch einen auffallenderen Namen hatte. Dieser verbarg ihn ganz, indem er sich als Schriftsteller West nannte.

Der Vater unseres Franz war ein angesehener Advokat von streng rechtlichem Wesen und lebhaft patriotischer Gesinnung. Er hat schwer gelitten durch die siegreichen Kriege Napoleons, welche Oesterreich so große Verluste zuzogen, und nach den Schilderungen des Sohnes ist der Vater ein herb zurückhaltender, schweigsamer Mann gewesen, welcher sich zu keinerlei Zärtlichkeit für die Kinder herbeiließ, wohl aber aufmerksam für den Unterricht und die Erziehung derselben gesorgt hat. Frühe Neigung unseres Franz zu schöngeistigen Versuchen hat er geringschätzig abgewiesen, und er hat geradezu verhindert, daß der Knabe dafür Anlaß finde, zum Beispiel durch Besuch des Burgtheaters. Er hat ihn dann lieber ins Leopoldstädter Theater geschickt zu einem Possenspiele. Franz sollte nicht in poetische Tändelei geraten, sondern ein fermer Jurist werden.

Die Mutter, aus der wohlhabenden, hochgeachteten Familie Sonnleithner stammend, ist eine schöne einfache Frau gewesen von großer musikalischer Begabung, herzensgut und von besonderer Zärtlichkeit für ihren Erstgeborenen Franz. Auch er hat mit großer Zärtlichkeit an ihr gehangen, und er beklagt es wohl, daß der würdige Vater immer so verschlossen geblieben für jeden Herzenserguß.

Man wird es selten so deutlich erkennen wie bei diesen Eltern und diesem Sohne, daß die Grundelemente des Vaters und der Mutter gleichmäßig auf den Sohn übergehen. Der streng prüfende Verstand und die ebenso streng rechtschaffene Gesinnung waren das väterliche Erbteil unseres Franz, und von der musikalischen Mutter hat er den künstlerischen Drang und die künstlerische Fähigkeit in vollem Maße erhalten.

Die Familie wohnte auf dem Bauernmarkt in einem weitläufigen Labyrinthe von Gemächern, welches unser Dichter in seiner Selbstbiographie genau beschrieben und welches manchen Leser wohl an die dunkeln Räume der Ahnfrau erinnert hat.

Ueber seine Erziehung und den Gang seiner Schulbildung hat Grillparzer selbst in jener Biographie so vollständig Auskunft gegeben, daß da nichts zuzusetzen, sondern nur auf diese wertvolle Schilderung hinzuweisen bleibt.

Eine kleine Absonderlichkeit erwähnt Grillparzer nicht: er hat als junger Mensch ein wenig lispelnd angestoßen mit der Zunge, und hat sich nach dem Beispiele des Demosthenes durch in den Mund genommene kleine Steine dauernd kuriert.

Als eigentümlich in dem Bildungsgange unseres Dichters zeigt es sich, daß er unregelmäßig in seinen Studien dahingeht und sich durchweg von Stimmungen beherrschen läßt. Er vernachlässigt das eben zu Erlernende und holt es dann gleichsam stoßweise nach. Letzteres mit großer Anstrengung, aber auch so vollständig, daß [er am Schlusse der Universitätsstudien das Zeugnis voller Reife davonträgt.

Es fehlt nicht an Zeichen, daß der junge Franz trotz dem abwehrenden Vater poetischen Anwandelungen nachgegeben, daß er zum Komödienspiel mit Kameraden ein Lustspiel zu skizzieren versucht] und daß er — was wichtiger ist — Gelegenheitsverse gemacht hat. Merkwürdig genug sind es nicht Ergießungen eines jugendlichen Herzens, sondern Verse, welche man politisch nennen möchte. Ein solches Gedicht, welches die damalige zerrüttete Lage des Staates zur Grundlage hat, lautet wie folgt:

Schlecht und recht.

Mit frechen Feinden kriegen
Und sie auch stets besiegen,
Das wär' schon recht;
Doch, ohn' ein Schwert zu ziehen,
Noch immer mehr zu fliehen,
Ei! das ist schlecht.

Mit einem andern kämpfen,
Der Feinde Rachgier dämpfen,

Das wär' schon recht.
Doch Pläne, die nichts taugen
Und nur das Land aussaugen,
Ei! das ist schlecht.

Im siebenjähr'gen Kriege
Hatt' man sehr wenig Siege,
Das war nicht recht;
Doch jetzt so schrecklich kriegen
Und auch nicht Einmal siegen,
Ei! das ist schlecht.

Dem Lande Frieden schenken
Und Land und Leut' bedenken,
Das wär' schon recht.
Doch jetzt den Frieden machen,
Worüber alle lachen,
Ei! das ist schlecht.

Wenn man uns reformierte
Und alles anders führte,
Das wär' schon recht.
Jedoch es bleibt beim alten,
Die Schurken läßt man walten,
Ei, wahrlich! das ist schlecht.

Dies bleibt doch für einen jungen Menschen ein auffallendes Zeugnis. „Kündigt sich in diesen jugendlich unreifen Versen," sagt ein Kritiker, „nicht schon der ganze Mann Grillparzer an mit seinem ehrlichen, schneidigen Zorn gegen alles Halbe, Schwächliche, Faule in der Welt?"

Da tritt ein trauriges Ereignis ein: sein Vater stirbt. Am Sterbelager kniet Franz heftig weinend und dem Vater die Hand küssend. „Zu spät!" sagt dieser. — Wie hart von einem Vater! Wie tief mußte dies schonungslose Wort in die Seele des Sohnes greifen.

Dazu, wie wir sehen werden, der erschreckliche Tod der so warm geliebten Mutter.

Als ob der Tod der Eltern dazu bestimmt gewesen, einen ungewöhnlichen, einen erschütternden Eindruck zu machen auf den jungen Mann, dessen innere Welt zu poetischem Ausdruck gedrängt wurde.

Es fand sich, daß die Vermögensverhältnisse des Hauses ganz erschöpft waren. Die Kriegszeiten hatten den Erwerb zerstört, der patriotische Vater, welchem die Not des Vaterlandes das Herz gebrochen, war auch in seinem wirtschaftlichen Leben gelähmt worden — die Mutter mit drei Söhnen blieb fast mittellos zurück. Franz mußte auf einigen Erwerb bedacht sein. Er wurde Hauslehrer auf dem Lande, wurde dort krank, kam in traurigem Zustande zur Mutter zurück und suchte, kaum hergestellt, durch Unterrichtgeben etwas zu erwerben.

Die Selbstbiographie berichtet über diese Jugendzeit ausführlich.

Charakteristisch für unsern Dichter ist es, daß er trotz aller Not immer an poetische Entwickelung denkt, die doch das Höchste und Wichtigste wäre, und daß er demgemäß an die Hofbibliothek will als an seinen richtigen Platz. Zu wiederholten Malen kommt er ein um eine, natürlich unbesoldete Anstellung, zu wiederholten Malen wird er abgewiesen, endlich aber wird es ihm doch gewährt, und stolz als jüngster Beamter wandert er nun täglich über den Josephsplatz, um oben in dem Gebäude voll Bücher zu studieren und unter anderem rasch Spanisch zu lernen.

Da tritt Graf Herberstein zu ihm, und stellt ihm eine besoldete Stelle beim Finanzdepartement in Aussicht. Es wird Grillparzer außerordentlich schwer, sich von der Bücherwelt zu trennen — die Lage der Mutter muß den Ausschlag geben. Sie darbt! sagt er sich, ihr kannst du beistehen, wenn du etwas erwirbst — und dies entscheidet. Er geht hinaus ins Zollamt, wo seiner eine kleine Anstellung mit Gehalt wartet.

Auch bei dieser Gelegenheit zeigt er eine überraschende Fassung: sich selbst verhöhnend schreibt er einen Abschied von der Hofbibliothek, in welchem er die unfruchtbare Gelehrsamkeit verspottet:

Lebet wohl, ihr guten Musen,
Ich verlaß' euch bald,
Denn an eurem welken Busen
Ist's verzweifelt kalt.

Für den Kopf, ich muß es sagen,
Sorgtet ihr recht sehr,
Doch ich hab' auch einen Magen,
Und den ließt ihr leer.

„Sieh den Lorbeer! Was lohnt höher?"
Ach, ich hab' ihn satt.
Schied' ich nicht, so braucht' ich eher
Noch ein Feigenblatt.

Denn hienieden ist man leider
Nur auf Geld erpicht,
Geld verlangt der harte Schneider,
Ach, und kein Gedicht.

Mit den Göttern nur im Bunde,
Fremd im ird'schen Land,
Schüttelt Gold ihr aus dem Munde,
Kupfer aus der Hand.

Leder habt ihr an den Bänden,
Keines für die Schuh,
Tische g'nug an euren Wänden,
Tischtuch fehlt dazu.

Statt der Handschrift, die für teuer
Jener Schrein uns gibt,
Gilt ein Wechsel mir, beim Geier,
Beßres Manuskript.

Und am Schluß, statt längerm Fabeln:
Lieschens Auge brennt
Nach ganz andern Inkunabeln,
Als Herr Sensel kennt.

Drum lebt wohl, ihr guten Musen,
Ihr seid mir zu kalt,
Mich zieht an des Lebens Busen
Stärkere Gewalt.

Dies flüssige Verstalent des 22jährigen Fants stimmt gar nicht zu dem späteren Franz, welcher hypochondrisch und schwerflüssig geworden war. Der Tüchtigkeit des jungen Beamten that es übrigens keinen Eintrag. Er ist sehr ernsthaft an sein Geschäft herangetreten. Offenbar auf Grund seiner juridischen Kenntnisse hat man ihm Verhör und Untersuchung der Schwärzer anvertraut und ihm dazu ein kleines abgesondertes Zimmer eingeräumt. Dort hat er denn so sorgfältig seines Amtes gewaltet, daß man auf dem Zollamte ganz betrübt war, als er zu höherem Dienste abgerufen wurde.

Diesen Eintritt in den Staatsdienst nennt Rizy verhängnisvoll für Grillparzer, weil die Anfeindungen während seiner späteren Amtslaufbahn seine Stimmung, seine Ruhe, seine Fassung fortwährend zerstört haben, und er ein glücklicher Dichter geworden wäre, wenn er sich frei erhalten hätte von jeder Bestallung.

Dies ist leicht gesagt, aber ist es richtig? Wir werden ihn später oft lange Zeit unglücklich sehen, weil ihm die poetische Inspiration ausbleibt. Sie bleibt ihm nicht aus, weil ihn das Amt oder ein Verdruß stören, nein, sondern weil er überhaupt und immer fähig sein will zur Produktion und dies nicht vermag. Da war denn das unwandelbare Amt ein Anhalt für ihn, er konnte warten. Ohne Vermögen, wie er war, poetischer Schriftsteller zu werden, das war sicherlich höchst gefährlich für ihn. Ohne Anhalt wäre er wohl bei der

unvermeidlichen Stockung der Inspiration gefährlichen Schritten ausgesetzt gewesen.

Trotz aller Warnungen des Vaters war ein Drang zu poetischer Thätigkeit von frühauf lebendig in ihm verblieben, und trotz aller Warnungen, welche sein eigener Verstand immer wieder dagegen erhob, hatte der 17jährige Franz ein großes Trauerspiel geschrieben, Blanka von Kastilien genannt. Es ist wohl nicht unwichtig, Näheres darüber zu erfahren, um die ursprüngliche dichterische Anlage des jungen Mannes prüfen zu können.

Der Inhalt des Stückes war folgender: Pedro der Grausame hat durch seine Mißregierung sein Volk zu offenem Aufstande gereizt. Von seinen beiden natürlichen Brüdern (Söhnen der von Pedro eingekerkerten und wie es scheint in den Tod getriebenen Eleonora) hat sich Heinrich Graf von Trastamara an die Spitze der siegreichen Rebellen gestellt, von denen Pedro arg in die Enge getrieben wird. Der zweite Sohn Eleonoras dagegen, Federigo de Guzman, hält zu dem König, und seine Loyalität wird lange vergeblich von dem rebellischen Bruder zum Abfalle gereizt. Da erhält er als Kommandant von Xeres den königlichen Auftrag, eine dahin gleichsam als Gefangene eskortierte Dame streng zu verwahren. Mit Entzücken erkennt er in ihr jene Blanka, mit welcher er in Frankreich unter den abenteuerlichsten Umständen als Federigo de Kastro ein Liebesverhältnis geknüpft hatte, ohne ihren wahren Namen zu kennen, welche er zwar auf den Ruf seines Vaterlandes in einer rätselhaft gebliebenen Weise verlassen hatte, zu welcher er aber mit Aufgebung seiner hohen Stellung zurückzukehren entschlossen ist. Die beiden Liebenden erkennen sich. Mit Entsetzen erfährt Federigo, daß seine Blanka die Gattin des verworfenen Königs ist, daß sie zwar nicht aufgehört hat, ihn leidenschaftlich zu lieben, daß sie aber den Gedanken abweist, das eheliche Band zu

verletzen, durch welches sie an den grausamen Wüstling Pedro geknüpft ist.

In der furchtbaren Aufregung, in welche Federigo durch diese Lage der Sache versetzt worden, trifft Lara ein, welcher sich im Auftrage Heinrichs des Grafen von Trastamara in Xeres eingeschlichen hat, um ihn für die Sache der Rebellen zu gewinnen, welche für Blanka schwärmen.

Federigos loyale Gesinnungen werden sehr erschüttert — er beginnt zu schwanken und wird vorläufig nur durch seinen väterlichen Freund Gomez gehalten, welcher die äußersten Anstrengungen macht, ihn auf der alten Bahn der Tugend und Treue zu befestigen.

Da kommt der König, vom Minister Padilla und dessen Schwester Maria begleitet, welche ihm die feierlichsten Versicherungen unwandelbarer Anhänglichkeit an den Minister und die buhlerische Schwester abgewinnen. Der König selbst erklärt ihm, daß er, von den siegreichen Rebellen aufs Aeußerste gebracht, sich ganz und gar seiner Treue anvertraut habe, und bewegt dadurch den edlen Mann derart, daß er trotz allem, was sein Herz zum Haß gegen Pedro und zum Abfall von demselben aufgereizt hat, sich neuerdings Treue gegen den angestammten König gelobt und dieser Wandelung seines Inneren den feierlichsten Ausdruck gibt:

Nie wanken soll die Treu' in meinem Herzen,
Im Sarge nur verlass' ich diese Mauern.

Da tritt unversehens Blanka in den Saal und will, erschreckt durch den Anblick Pedros und Marias, entfliehen. Pedro aber entbrennt in Liebe gegen die ihm fremde Dame, welche ohnmächtig in die Arme Federigos sinkt. Der Ausruf Blankas „Federigo!“ und sein Ausruf „Blanka!“, den sie bei dieser unwillkürlichen Umarmung ausstoßen, verraten sie. Pedro erkennt die Königin, und Maria entdeckt das Liebesverhältnis der beiden.

Padilla weiß seine Schwester, welche den König aufgeben will, zum Ausharren zu bestimmen, indem er den Gedanken andeutet, daß man sich nach Umständen der Königin werde entledigen und Pedro wieder zur Macht bringen können. Dem letzteren, welcher ganz für Blanka entbrannt scheint, wird nun beigebracht, daß Federigo im Einverständnisse mit Blanka und den Rebellen entschlossen sei, ihn sofort vom Throne zu stürzen. Es fällt ihnen nicht schwer, für jeden Fall ein Todesurteil gegen Federigo und Blanka zu erwirken. Dies zeigen sie frohlockend dem Federigo vor, und dem Kämmerer Haro wird dessen strengste Ueberwachung aufgetragen.

Federigo eilt zu Blanka und fordert sie zur Flucht auf. Trotz der drohenden Gefahr verschmäht sie die Flucht und will ihren Gattenpflichten treu bleiben. Umsonst macht er sie mit dem geheimen Gange bekannt, welcher ins Freie führt, und legt den Schlüssel hin, welcher diesen Gang öffnet. Blanka bleibt bei ihrer Weigerung. Federigo, hierüber in Verzweiflung, jammert vor dem Bilde seines Vaters und entdeckt, daß sich Haro in die Zimmer Blankas eingeschlichen, um diese — er ist davon überzeugt — zu ermorden. Heftige Scene mit Haro, und Erklärung, daß er Blanka auch gegen ihren Willen retten wolle.

Da erscheint Padilla, nimmt ihm den Schlüssel ab und verweist Blanka in ihr Gemach, wo sie aufs strengste bewacht werden soll. Triumphierend geht er ab. Federigo folgt ihm, entschlossen, nun zur Gewalt zu schreiten:

„Die Würfel liegen, in der Ferne ruft's.
Ist's Teufel oder Gott, der ruft? Ich folge."

In dieser Stimmung trifft ihn Lara, der auf Entscheidung drängt, da er sich von Spähern belauscht ins Lager der Rebellen zurückzufliehen genötigt glaubt. Entscheidung! Unter furchtbaren inneren Kämpfen, dem Wahnsinne nah, entschließt

sich Federigo, an Trastamara zu schreiben, und übergibt den Brief an Lara, nimmt ihn wieder zurück und fällt in Ohnmacht. Dem Bewußtlosen entzieht Lara das verhängnisvolle Schreiben — da tritt Haro mit einer Wache ein, verhaftet den entlarvten, längst als Lara erkannten Pilger und entreißt ihm den Brief, welchen der hinzukommende Padilla jubelnd empfängt, um ihn dem Könige zu überbringen und damit das Schicksal Federigos zu entscheiden.

Haro meldet dem Padilla, daß das für Pedro zusammengeraffte Heer sich der Stadt nähere, daß aber die Stimmung des Volkes feindlich sei. Man hoffe, daß die Königin ihrer Haft entlassen werde. Padilla mißtraut dem Haro, wird aber von diesem daran erinnert, daß er auf sein Geheiß Eleonoren vergiftet habe, und daß er ihn also als seinen Mitschuldigen verderben könne. Dies veranlaßt Padilla, dem Haro die Schlüssel der Festung anzuvertrauen und unter diesen auch den zum geheimen Gange.

Diese Nachgiebigkeit bereut jedoch Padilla sofort wieder und beauftragt Diego da Robledo, den Haro noch in derselben Stunde zu ermorden und, nachdem er ihm die Schlüssel abgenommen, während der Nacht auch die Königin und Federigo zu töten.

Da kommt Maria vom Könige und spricht dagegen, obwohl sie früher selbst die Ermordung Blankas gewollt. Sie schaudert jetzt davor zurück und sucht ihn durch Bitten und Drohungen davon abzubringen. Vergebens! Unerwartet bringt Diego da Robledo die Nachricht, daß Federigo den Haro umgebracht habe und wahrscheinlich mit dem ihm abgenommenen Schlüssel in die Gemächer der Königin geeilt sei, offenbar, um sie zu entführen. Ihm nach, um dies zu verhindern! Der König aber erscheint im Halbwahnsinn, mit dem Bilde der nun von ihm geliebten, aber als Ehebrecherin den Mördern überlieferten Königin beschäftigt, und erzwingt von der

reuigen Maria das Geständnis, daß die Königin unschuldig sei. Maria von sich stoßend und verfluchend stürzt er fort.

Inzwischen hat Federigo mit Gewalt den Eingang zum Zimmer der Königin erkämpft und, indem er sich vor ihr des Mordes, des Hochverrats und ehebrecherischer Gelüste beschuldigt, hat er bei der Geliebten das tiefste Mitleid erregt, und da er ihre Rettung als das einzige bezeichnet, was als Sühne seiner Vergehungen sein furchtbares Leid mildern könne, entschließt sie sich, den neuerdings dargebotenen Schlüssel anzunehmen. Federigo, an die Tage ihrer reinen Liebe erinnernd, spricht:

Es schien was Höheres in uns zu walten,
Dem Fluch der Sterblichkeit nicht unterthan,
Das selbst der Tod nur herrlicher entfalten,
Das Grab zu schönerm Leben wecken kann,
Das jenseits wir des Reiches der Gestalten
Am Ziel der reichen durchgewallten Bahn
Dort in der Ewigkeit verschwiegnen Gründen
In unbefleckter Reine wiederfinden.
Fühlst du den Strahl lebendig, segenreich
Die Nacht des Kummers in der Brust durchblitzen?
An meine Brust! Mein Weib! Jetzt wieder mein,
Von Gottes Hand mir selber angetraut!
Nun mag der Tod uns immerhin erscheinen,
Er trennt uns nicht, er kann uns nur vereinen.

Blanka.

Er trennt uns nicht, er kann uns nur vereinen.

An seine Brust sinkend, hört sie die Thür sprengen und ruft:

Hörst du? Er kommt, er kommt, uns zu vermählen.

Federigo.

Ha, was ist das?

Blanka.

Es nahen meine Henker.

Federigo.

Zurück! Sie sollen meine Klinge fühlen.

Blanka.

O, freudig sterbe ich an deiner Seite.

Nein! ruft Federigo, er habe nicht den Mut, sie sterben zu sehen, er beschwört sie auf seinen Knieen, zu fliehen. Wenn sie noch länger bleibe, sei er verloren. Da ergreift sie den Schlüssel und enteilt in den Gang.

Dort wird sie später niedergemacht, nachdem auch Federigo gefallen.

Pedro steht mit Entsetzen an dessen Leiche und ruft, man solle die Königin retten, denn ihre Unschuld sei durch den Mund der sterbenden Maria bestätigt. Aber zu spät. Man bringt ihre Leiche, während die Rebellen die Burg erstürmen. Er flieht nicht, sondern schließt mit den Worten: Hier sollen sie mich finden.

Ist in dieser überreichlichen Komposition eines jungen Menschen nicht das Talent zum dramatischen Aufbau ersichtlich genug? Nur er selbst, der junge Mensch, ist nicht damit zufrieden, er kritisiert es scharf. Folgendes Blatt findet sich von seiner Hand im Nachlasse: „Studien zur Blanka von Kastilien. Aus dem Tagebuche v. J. 1809, S. 13—15 (Anfang des Jahres)."

„Ich mag thun, was ich will, ich kann über den Charakter der Maria da Padilla nicht einig mit mir selbst werden. Es ist ausgemacht: ihr hervorstechendster Zug ist Herrschbegierde, nicht Neigung zum Großen; dadurch erklärt sich der Zug, daß sie im zweiten Akte dem König ziemlich unverschämt schmeichelt. Ich stelle sie mir nämlich so vor: Sie war ein Mädchen ohne feste Grundsätze, durch ihren äußerst

niederträchtigen Bruder verzogen, und schon früh jeder Keim zum Guten, der wirklich in ihrer Seele lag, erstickt; doch konnte seine Erziehung nie einen gewissen Trieb nach Großem aus ihrer Seele reißen, das aber durch alle Umstände und Verhältnisse in Herrschsucht und Sucht zu glänzen (und in ein gewisses) Wohlgefallen an phantastisch großen Handlungen ausartete. Es ist nicht so viel Geldgeiz, Hang zum Laster, was sie gleich anfangs an den König fesselte, als vielmehr eine ungezähmte Begierde viel zu sein, zu heißen, zu gelten, mit einem Worte bekannt (berühmt oder berüchtigt, einerlei), gefürchtet zu werden, zu herrschen. Diesen ihren Trieb fachte ihr böser Bruder aus Gründen des Eigennutzes immer mehr an, und alle Vergehungen, deren sie sich in der Folge schuldig machte, sind bloß Ausflüsse dieses Charakterzuges. Sie will den König verlassen, als sie bemerkt, daß er auf dem Punkte sei, sein Reich zu verlieren, denn das, was sie an ihn fesselte, seine Krone, ist nun verloren. Was konnte sie zurückhalten? Geliebt hatte sie ihn nie; aller Grund fällt weg. Wäre Pedro ein Held gewesen, Padilla (Maria) würde ihn vielleicht nicht verlassen haben, denn in diesem Falle hätte(n) ihre Phantasie, ihre romanhaften Begriffe sie zum Bleiben genötigt; aber der Tod an der Seite dieses elenden Schwächlings, ein Opfer Pedron gebracht, hat so wenig den Schein der Größe, der Erhabenheit, daß er (es?) vielmehr das Gepräge der Schwäche, des Unsinns tragen würde. Ihr Bruder beredet sie durch die Vorstellung, daß Pedros Lage bei weitem noch nicht so verzweifelt sei als sie denke, durch die Idee, daß in diesen Umständen fliehen ihrer Nebenbuhlerin weichen hieße, zu dem Entschlusse, noch länger auszuharren. Der König sah Blanka nun erst zum erstenmal, und ihre Schönheit machte, wie es jedes andere hübsche Gesicht ebenfalls gemacht haben würde, tiefen Eindruck auf Pedros schlaffe Sinne. Nun muß sich Maria entschließen, Blanka zu ermorden. Verträgt sich

dieser Entschluß mit ihrem Charakter? — Maria ist nicht grausam, nicht lasterhaft, sie ist nur herrschsüchtig, und eben hieraus, glaube ich, fließt natürlich ihr Beistimmen zu dem gräßlichen Plan ihres Bruders. — Doch genug, und mehr als genug."

Also der 18jährige Kritiker seines Stückes.

Seitdem ist er vier Jahre älter geworden und amtiert im Zollamte. Er hat aber während der vier Jahre nichts gethan, um sein Trauerspiel zu verwerten. Er findet es nicht gut genug. Erst später, als einmal die Nahrungssorgen seiner Mutter gar zu dringend wurden und er so gern ein Stück Geld verdient hätte, hat er es seinem Onkel Sonnleithner, welcher am Burgtheater angestellt war, eingereicht mit bescheidener Anfrage. Der ehrliche Onkel hat Nein sagen müssen und hat wohl auch darauf hingewiesen, daß es so lang sei, um zwei Theaterabende auszufüllen. Grillparzer hat sich damit begnügt und seine Blanka von Kastilien für immer unberührt im Kasten liegen lassen.

Dennoch war während der vier Jahre und war auch jetzt noch die Hamletfrage Sein oder Nichtsein, ein Dichter werden oder nicht? seine immerwährende Not. Standhaft sagte er nein, benützte aber alle freien Stunden, welche ihm das Amt übrig ließ, zu litterarischen Studien.

Er wohnt damals mit der Mutter und einem Bruder am unteren Nordende des „tiefen Grabens" — am „Gelände" war der offizielle Name, „im Elend" hieß es beim Volke — drei Stock hoch in einer stillen Wohnung. Ein kleines Zimmerchen hat er für sich, und da sitzt er standhaft am alten Schreibtisch seines Vaters, lesend, studierend, schreibend, ob auch die Mutter warnt vor dem Zuvielstudieren. Die alten griechischen Klassiker sind immer aufgeschlagen, und er hat sich ihrer denn auch so bemächtigt, daß sie ihm zeitlebens geläufig waren wie Schiller und Goethe. Noch in seinen alten Tagen las

er sie fließend in ihrer Originalsprache. Daneben Jean Paul, welchem er aber fest widersprach in den idealistischen Uebertreibungen, die Helden ins unklar Blaue empor zu schrauben. Ferner Shakespeare und die ästhetischen Schriften der Schlegel. Er war damals schon in heller Opposition gegen deren romantische Aesthetik, und es findet sich — wunderlich genug! — ein Blatt vor, welches die Frage des Schicksals in der Tragödie behandelt. Schlegels Behauptung von der „Vorsehung" statt des Schicksals weist er ab als ganz nichtig, als hätte er den Streitpunkt über die noch nicht vorhandene Ahnfrau vorhergesehen. Ferner widerspricht er Schlegel, daß der Chor der Alten idealisierte Zuschauer bedeute, und auf einem Zettel findet sich folgende Ausführung:

„Die Griechen waren weit entfernt, mit der Idee vom Fatum einen bestimmten abgeschlossenen Begriff zu verbinden. Die verschiedene Art, in welcher das Fatum in der griechischen Tragödie erscheint, liefert hierzu den sprechendsten Beweis. Es war ihnen wohl nichts als der unerklärte Grund (das unbekannte Absolute), das allen Veränderungen, allem Wollen, Handeln, wohl auch Sein zum Grunde liegt. Daher kommt es in ihren Tragödien bald als unausweichliche Notwendigkeit, bald als schadenfrohe Opposition, bald als rächende Nemesis vor, und es kann deshalb (auch abgesehen von der Form des Christentums) allerdings noch in der neuen Tragödie gebraucht werden. Was Schlegel davon sagt, ist, aufs gelindeste gesprochen, einseitig.

„Die Idee der Vorsehung an die Stelle des Fatums als Princip der romantischen Tragödie einzuführen, wie dieses in der antiken Welt gewesen sein soll, ist Unsinn. Wenn einmal die Vorsehung den höchsten Grad ihrer Intension erreicht hat und durchaus praktisch geworden ist, hört überhaupt die Möglichkeit eines Trauerspiels auf, denn aus diesem Gesichtspunkte ist der Schmerz und der Tod kein Uebel mehr, und

jede mit der Vorsehung im Kampf stehende Leidenschaft ist verbrecherisch und hört auf, tragisch zu sein."

Ebenso charakteristisch ist die Entschiedenheit, mit welcher er sich auf einem andern Blatte (es ist ein kleines Heftchen) gegen die bei Schlegel und in der romantischen Schule vorherrschende Tendenz erklärt, welche in der Poesie das Ausgehen von allgemeinen Ideen verlangt. Dagegen erhebt er heftigen Widerspruch und sagt:

„Das Generalisieren in Geschmackssachen erscheint mir ebenso lächerlich, als es mir widerlich ist. Wenn Schlegel sagt, Aeschylus wollte in seinem Prometheus dies und das schildern, so erhellt sehr deutlich, daß Schlegel gar nicht weiß, was produktives Genie und dessen Walten für ein Ding ist. Aeschylus wollte in Prometheus den Prometheus und weiter nichts. Kein Dichter in der Welt ist wohl je bei Schöpfung eines Meisterwerkes von einer allgemeinen Idee ausgegangen. Das kommt von der beliebten Einmischung (der Philosophie) in die Kunst. Mir kommt ein solches Assert ebenso vor, als ob jemand glaubte, der Natur lägen wirklich die anziehende und die abstoßende Kraft zu Grunde. Die Körper sind schwer, sie fallen, sie verbinden sich, sie werden bewegt, aber von einem Allgemeinen ist da nirgends die Rede als im Geiste des Beobachters. Wehe dem Kunstjünger, der von selbst oder durch Anleitung auf solches Generalisieren verfällt. Als Philosoph mag er vielleicht etwas leisten, zum Dichter ist er verdorben ewiglich."

So kritisch ausgerüstet war unser junger Dichter auf seinem Stübchen „im Elend". Und hier auf dem alten Stuhle, dessen zerbrochenes Strohgeflecht durch ein Brett ersetzt war, kam es zum Schreiben der Ahnfrau.

2.

Die Ursache, daß diese Ahnfrau entstehen konnte, während Grillparzer grundsätzlich nichts Dichterisches schreiben wollte, reicht zurück in seine kurze Dienstzeit, welche er in der Hofbibliothek verbrachte. Dort hatte er sich mit rascher Erlernung des Spanischen beschäftigt und den ersten Akt von Calderons „Leben ein Traum" übersetzt unter schmiegsamer Aneignung der spanischen Form. Diese Uebersetzung war in die Hände des Wiener Journalisten Hebenstreit gekommen, und dieser hatte sie wie einen Streitkolben benützt. Im Burgtheater nämlich war die Bearbeitung des Calderonschen „Leben ein Traum" aufgeführt worden. Der Bearbeiter nennt sich West und ist als Schreyvogel in dramaturgischer Stellung am Burgtheater. Es handelt sich darum, ob diese seine Stellung aufgehoben oder verlängert werden soll, und der Wert dieser Bearbeitung soll die Entscheidung bringen. Jener Hebenstreit nun ist ein Gegner Schreyvogels und benützt den Grillparzerschen Akt als Waffe gegen Schreyvogel, indem er ihn abdruckt in seinem Journale und nachweist, daß neben dieser Arbeit Grillparzers die Bearbeitung Schreyvogels eine Schülerarbeit sei.

Schreyvogel ist schmerzlich betroffen von dieser Feindseligkeit des jungen Grillparzer. Er hat in früherer Zeit einer Schwester von Grillparzers Mutter den Hof gemacht, und sein Zurücktreten von dieser Bewerbung hat einen übeln Eindruck hinterlassen. Er ist nun der Meinung, der Neffe Franz Grillparzer trage ihm jene üble Meinung nach, indem er als sein litterarischer Gegner auftritt.

Grillparzer selbst hat keine Ahnung von alledem, und als die beiden Männer endlich durch Leon, einen dichtenden

Beamten in der Hofbibliothek, zu einander gebracht werden, entspinnt sich zwischen ihnen ein freundschaftliches Verhältnis, welches für Grillparzer von großer Bedeutung werden sollte. Schreyvogel fragt, ob Franz dichte, und Franz in seinem steten Kampfe zwischen poetischem Wollen und Nichtwollen will Nein sagen, muß aber doch eingestehen, daß ihn eine Zusammenstellung zweier Erzählungen zu einem Drama gequält, daß er aber den Versuch aufgegeben habe. Schreyvogel als praktischer Dramaturg überall darauf bedacht, daß Stücke entstehen, rät ihm dringend an, die Zusammenstellung auszuführen, und so scheiden die neuen Freunde.

Grillparzer bleibt seiner schmerzlichen Enthaltsamkeit getreu, er will nicht dichten, und als er nach langer Zwischenzeit einmal wieder Schreyvogel auf dem Glacis begegnet, schüttelt er wiederum den Kopf zu dessen erneuter Aufforderung. Grillparzer beharrt darauf, es ginge nicht. „Ach was!“ ruft Schreyvogel, „so hab' ich auch einmal zu Goethe gesagt, und der hat mir erwidert, man müsse nur in die Hand klatschen, es ginge schon!“

Diese Zuversicht wirkt endlich doch auf Grillparzer. Er rückt diese zwei Erzählungen wieder vor seine Phantasie, und in einer unruhigen Nacht treten sie ihm zusammen. Die eine handelt von einem Räuber, welcher von Häschern verfolgt in ein Schloß flüchtet, wo ein Mädchen seine Geliebte ist. Er wird ereilt und getötet. Die zweite ist eine Gespenstergeschichte in einem alten Schlosse, wo eine Ahnfrau ihr Wesen treibt. Hastig fängt er nun an zu schreiben, und schreibt in ein paar Tagen mehrere Akte auf graues Papier. Diese bringt er Schreyvogel, das weitere mündlich schildernd. Schreyvogel ist erbaut davon, und in eben solcher Hast schreibt Grillparzer nun die weiteren Akte. Er überreicht das Ganze dem Dramaturgen, unterläßt aber nicht, fortwährend seine Zweifel zu äußern, ob diese Arbeit irgend was taugen könne.

Schreyvogel ist ganz der Mann, dies Zeugnis hinreißenden Talentes sofort zu erkennen und zu würdigen, ja unter enthusiastischen Lobeserhebungen die Ahnfrau zur Aufführung anzunehmen.

Leider thut er sogar noch mehr: als Mann des Theaters, welcher starke Drucker braucht, nötigt er — unter Widerstreben Grillparzers — dem Stücke einige Stellen auf, welche die Schicksalsidee ausprägen. Namentlich durch Müllners „Schuld", welche in Wien großes Glück machte, war die Betonung des unwiderstehlichen Schicksals damals Mode, und die durch Jahrhunderte einherschreitende Ahnfrau bot dazu willkommene Gelegenheit.

Joseph Schreyvogel war ein stattlicher Wiener, welcher nach vollendeten Universitätsstudien unter sehr günstigen Umständen in eine freie litterarische Laufbahn eingetreten war. Durch Erbschaft vermögend, fast reich, war er übrigens von klarem Verstande, von frischer Thatkraft und nicht ohne Talent. Als man aber im damaligen Spionieren nach Jakobinertum auch auf ihn zu fahnden schien, da ging er stracks hinweg von Wien und ließ sich in Jena nieder, dort in der Nähe der großen Dichter seine litterarische Ausbildung betreibend. Schiller und Wieland haben auch Beiträge von ihm in ihre Journale aufgenommen, und er hat kleine Theaterstücke geschrieben. Bemerkenswert ist es, daß er, nach Jahren heimkehrend, ein sehr ungünstiges Urteil über das Weimarische Theater fällt.

Er wurde nun, 1802, am Burgtheater angestellt, trat aber bald zurück, weil er keine hinreichende Thätigkeit fand. Dann zeigte er als Herausgeber einer trefflichen Wochenschrift (das Sonntagsblatt) gute schriftstellerische Eigenschaften, kritische Schärfe und guten Stil. Leider wurde er aber bald genötigt, sich nur um seine persönlichen Interessen zu kümmern. Er hatte mit Freunden ein großes litterarisch-artistisches

Verlagsgeschäft gegründet, und dies war durch ungeschickte Verwaltung in finanzielle Gefahr geraten. Da hat er denn selbst mit Anstrengung all seiner Kräfte die Leitung übernommen, und hat das Geschäft nach Jahren wohl zu gutem Ausgang geführt, dabei aber einen großen Teil seines Vermögens eingebüßt. Alsdann ist er zum zweitenmale dem Burgtheater — damals hieß es Nationaltheater — nahe getreten und ist 1814 Präsidialsekretär desselben geworden. Gleichzeitig wurde er Vicedirektor des Theaters an der Wien. Dies war Eigentum des Grafen Palffy, und das Burgtheater war an denselben Kavalier verpachtet.

Von da an hat er 18 Jahre lang das Burgtheater geführt, und er hat die Tüchtigkeit und den Ruhm dieses Instituts geschaffen. Er war ein moderner Dramaturg mit litterarischem Geschmack, mit Kenntnis der Scene und der schauspielerischen Kunst, und endlich mit derjenigen Energie, welche zur Führung eines Theaters unentbehrlich ist.

Im Jahre 1832 erlag er der heillosen Kavalierherrschaft, welche in Oesterreich so viel Schaden angerichtet hat. Ein Graf Czernin hat den verdienten Mann in brutaler Weise geradezu fortgejagt, und bald darauf ist er noch in demselben Jahre an der Cholera gestorben. Die Folgen für das Burgtheater waren ein kläglicher Verfall des Instituts.

Dieser wohlgebildete und wohlentschlossene Mann nahm damals den jungen Dichter Grillparzer fest bei der Hand und ist ihm immerdar treu geblieben. Ebenso hat Grillparzer unentwegt treu zu ihm gehalten und ihn stets gepriesen.

Als leitender Dramaturg des Burg- und des Wiedner-Theaters hatte er die Wahl für die erste Aufführung der Ahnfrau. Er wählte das Wiedner. Dies große populäre Theater schien ihm besonders geeignet für die in ihrem spannenden, stürmischen Gange gewiß populäre Ahnfrau.

Wir wissen aus der Selbstbiographie, daß Grillparzer sich zu alledem unschlüssig verhielt, da die Scheu vor der Oeffentlichkeit und das Mißtrauen in sein Talent ihn lähmten. Er hat uns ausführlich beschrieben, wie er mit seiner Mutter und seinem Bruder bei der ersten Aufführung auf der ersten Galerie gesessen, wie ihm die Vorstellung gespenstisch entgegengetreten, wie die Mutter voll Angst, der Bruder betend sich verhalten, und wie er selbst mit Hersagen all der da auf dem Theater gesprochenen Worte sich geplagt und trotz allen Beifalls den Eindruck erhalten habe, die Ahnfrau hätte nicht gefallen. Er hatte auch seinen Namen nicht auf den Zettel setzen lassen.

Die lange Reihe der folgenden, vom Publikum überfüllten und mit stürmischem Beifall aufgenommenen Vorstellungen belehrte ihn wohl endlich, daß sein Gedicht großes Glück gemacht habe.

Dennoch konnte er den übeln Eindruck nicht los werden, welchen ihm die Vorstellung angethan. „Ich werde in meinem Leben nicht vergessen," sagt ein von ihm beschriebenes Blatt darüber, „wie mir bei der ersten Aufführung (der Ahnfrau) zu Mute war. Ich denke, wenn man mir unvermutet mein eigenes lebensgroßes Bild, in Wachs geformt, nach der Natur bemalt und doch in seiner ganzen toten Starrheit vor Augen brächte, würde mein Gefühl viel Aehnliches mit jener Empfindung haben. Die Gestalten, welche man selbst geschaffen und halb lebend in die Luft gestellt hat, vor sich hintreten, sich verkörpern zu sehen, den Klang ihrer Fußtritte zu hören, ist etwas höchst Sonderbares. Die Aufführung des Stücks hat aber auch offenbar mein Schamgefühl verletzt. Es ist etwas in mir, das sagt: es sei ebenso unschicklich, das Innere nackt zu zeigen als das Aeußere."

Die Freudenthränen der Mutter, das Herbeiströmen der Jugendfreunde zum Glückwünschen, und unter ihnen besonders

Altmütters, der ihm am nächsten stand, mußten ihn wohl endlich überzeugen, daß er alle Ursache hätte, erfreut zu sein.

Dieser Altmütter, ein junger Mann von ersichtlicher Selbständigkeit des Charakters, behagte Grillparzer wohl insbesondere darum, weil er nirgends den banalen Phrasen junger Streber nachsprach und auch bald von der litterarischen Straße der andern abwich. Er wendete sich zur Technologie und ist darin ein Mann von Verdienst geworden. Er ist der einzige, mit welchem Grillparzer längere Zeit näher verkehrt hat.

Was Freundschaft überhaupt betraf, so war Grillparzer wohl immer freundlich und gefällig, für ein hingebendes Verhältnis aber nicht leicht zu haben. Sein Bedürfnis nach Einsamkeit war zu groß, sein Bedürfnis nach vollständiger Selbständigkeit war zu mächtig.

Auch jetzt half ihm kein Entgegenkommen der Freunde über eine tiefe Störung hinweg, welche er bald nach den ersten Aufführungen der Ahnfrau erleben mußte. Die Kritik nämlich tadelte nicht nur, nein, sie fiel über ihn her wie über einen Verbrecher. Die Schicksalsidee in seinem Stücke wurde zum Verbrechen gestempelt. Dabei wurde der Vorgang in der Ahnfrau mit solchen Uebertreibungen und Fälschungen erzählt, daß Schreyvogel raten mußte, das Stück sogleich drucken zu lassen, damit das Publikum nicht den Entstellungen der Modezeitung preisgegeben bleibe. Die Ahnfrau wurde denn auch sogleich gedruckt, und dadurch wurde Grillparzer der Gelderwerb von seiner Arbeit entzogen, denn gedruckte Stücke waren allen Bühnen freigegeben, für sie wurde kein Kreuzer Honorar gezahlt. Ob nun auch alle Bühnen Deutschlands in rascher Folge unter großem Zulauf und Beifall die Ahnfrau aufführten, der Dichter derselben erhielt nichts dafür. Das Honorar des Wiedner Theaters und das Honorar des Buchhändlers Wallishaußer zusammen betrugen vierhun-

dert Gulden Silber. Das war der ganze Erwerb, welcher für die Hauswirtschaft der Mutter und für den Ankauf einiger Bücher verwendet werden konnte.

„Das mag noch hingehen!“ ruft der junge Dichter, aber diese Angriffe, diese Anklagen für eine Idee, welche gar nicht die seinige war, die erbitterten ihn. Von hier stammt Grillparzers verächtliche Haltung gegen Kritik, welche er zeitlebens gehegt, ja überall geäußert, und welche ihm ein Heer von Feinden zugeführt hat.

Die kritische Uebertreibung in Sachen der Ahnfrau ging übrigens in Wien so weit, daß selbst würdige Männer ihre Mißbilligung in die Zeitungen brachten. So der scharfsinnige und feinfühlende Günther, welchen die Welt später als Theologen und Philologen hochzuhalten gelernt hat. Man gebärdete sich, als ob das Christentum in Gefahr sei durch die Schicksalsidee in der Ahnfrau.

Schreyvogel drang darauf, daß Grillparzer ein geharnischtes Vorwort schreibe zu dem gedruckten Buche. Grillparzer schüttelte den Kopf. Da schrieb Schreyvogel selbst dieses Vorwort, welches der ersten Auflage beigegeben worden ist.

Man hielt es und hält es für einen Aufsatz Grillparzers; man irrte sich aber und irrt sich, es ist von Schreyvogel. Der Nachweis liegt vor. Es steht in der Gesamtausgabe hinter dem Schlusse der Ahnfrau.

Grillparzer selbst schrieb folgendes: „Aus der Art, wie mich meine Gegner angreifen, sollte man meinen, ich sei ein aufgeblasener Thor, der in seinem Trauerspiele ein Meisterwerk geliefert zu haben glaubt, jeden Tadel zurückweist und daher auch Züchtigung verdient, so daß nur geschicktere Exekutoren zu wünschen wären, um sie ihm auch wirklich zu geben. Von allen solchen Einbildungen bin ich nun meilenweit entfernt. Ich berufe mich auf das Zeugnis

aller derjenigen, welche mich kennen, mit welch peinigendem Gefühl ich unmittelbar nach dem Erkalten der mit dem ersten Hervorbringen notwendig verbundenen Wärme die Fehler meines Werkes eingesehen, wie ich selbst der Vorstellung auf der Bühne mich so lange widersetzt habe, bis mich erfahrene Freunde überzeugt, der erste Schritt wolle gethan sein, kein Anfänger habe noch Fehlerfreies geliefert, und — so glaubten sie — mein Trauerspiel enthalte mit all seinen Fehlern doch auch manches, um für diese zu entschädigen; endlich: das Publikum werde einem Anfänger jene Nachsicht nicht entziehen, die von seinen Veteranen so oft in Anspruch genommen wird.

Ich hab's gewagt, und bereue es nicht. Daß Unfähigkeit, Mißgunst und Neid gegen mich ankämpfen, ist in der Ordnung. Ich werde mich durch ihr Geschrei nicht irre machen lassen, meinen Weg fortgehen, eingeschlichene Irrtümer durch eigene Beobachtung berichtigen und mich übrigens ferne von dem Treiben einer faselnden, frömmelnden, geistlosen Schule halten, die, wenn sie nicht bald in sich selbst zerfällt, unsere deutsche Poesie in ihr ehemaliges Nichts zurückführen wird, und deren Impotenz und Unfruchtbarkeit am Tage liegt.

So will ich es halten und dann sehen, wie weit sich's bringen läßt.

Am Schlusse verspreche ich dem Publikum, es künftig mit allen weiteren Behelligungen, Klagen, Streitschriften und dergleichen verschonen zu wollen. Mir ist derlei Geschreibe verhaßt, und wenn ich gegenwärtig einem sonstigen Grundsatze entgegengehandelt habe, so geschah es nur, um meinen Gegnern zu zeigen, daß ich nicht aus Furcht schweige. Sollte es einem von ihnen gelingen, wie es bei langem Herumtappen nicht anders möglich ist, die partie honteuse meines Stückes auszufinden, so soll es mich um der Sache willen freuen. Bisher ist es noch nicht geschehen."

Daß er dies niedergeschrieben, mochte Grillparzer eine Genugthuung sein — abdrucken ließ er es nicht.

Seine Freude über den Erfolg der Ahnfrau wurde aber nicht nur von der Wiener Kritik getrübt. Das Stichwort „Schicksalstragödie" wurde durch Wiener Korrespondenten sofort hinaus nach Deutschland gefördert und kam als Echo von überall zurück. Er wurde verurteilt wegen eines ästhetischen Grundsatzes, den er gar nicht hatte. Das neue und ungemeine Talent des jungen Dichters in der Führung einer spannenden Handlung, in dem fortreißenden Schwunge der Sprache kam nur beim Theaterpublikum zu enthusiastischer Geltung, denn die Ahnfrau hatte auch in Deutschland auf allen Bühnen den größten Erfolg. Die Kritik nahm davon keine Notiz, sie erließ sich alles Nähere und stellte Grillparzer zu einer eben vorhandenen Gattung der Müllner und Werner, welche man fehlerhafte Autoren der Schicksalstragödie nannte. Schiller mit der positivsten Schicksalstragödie, der „Braut von Messina", wurde beiseite gelassen, und obwohl Grillparzer nie wieder etwas Aehnliches geschrieben, ist er doch zeitlebens aus dem Kerker dieser Gattung nicht mehr herausgelassen worden. Auch notorische Litterarhistoriker stolperten über diesen hingeworfenen Stein und erwähnten nur beiher seine sonstigen Werke, er blieb ein für allemal gerichtet als Schicksalstragöde.

Mochte auch der junge Autor solche Zukunft nicht vorhersehen, der Lärm der Gegenwart ärgerte und verstimmte ihn sehr, und in der Folge hat er über nichts so viel geschrieben als über die fehlerhafte Schicksalsidee. Das Wichtigste findet sich in der Gesamtausgabe Bd. IX, S. 131 ff. in dem Aufsatze „Ueber Schicksal und Fatum".

Jedenfalls beschloß er damals, für seine nächste Arbeit nur einen ganz einfachen Stoff zu wählen. Der Winter aber, der Frühling und der Sommer 1817 vergingen, er ent-

schied sich für keinen Stoff, obwohl in seinen Papieren zahlreiche verzeichnet sind, welche er vorgenommen hatte. Drahomira zum Beispiel hatte ihn schon 1810 und 1811 beschäftigt, die Pazzi 1812, Spartakus, Römerdramen überhaupt, Marius und Sulla insbesondere.

Schreyvogel mahnte umsonst, er war verstimmt durch die kritische Aufnahme seines ersten Stücks und wollte gar kein Stück mehr schreiben.

3.

In seiner Selbstbiographie erzählt er, daß ihm am Eingange zum Prater ein Herr Joel die Sappho empfohlen habe zu einem Operntexte, und daß er sofort, stundenlang im Prater umherirrend, die Tragödie Sappho im Geiste aufgebaut und dann in einigen Tagen geschrieben habe.

Er erwähnt dabei nicht, daß ihn Sappho schon früher interessiert hatte, wenn auch nicht gerade als Stoff zu einer Tragödie. Und doch war dem so.

Die Anregung durch Joel geschah im Herbste, das rasch geschriebene Stück mußte aber warten, weil Schreyvogel auf Reisen war. Am 21. April 1818 kam es zur ersten Aufführung und fand enthusiastischen Beifall.

Alle Welt war entzückt, und nun nahmen sich auch hochgestellte Staatsmänner des jungen Dichters thatsächlich an, namentlich Graf Stadion, ein ausgezeichnet begabter und durchaus wohlgesinnter Herr, damals Finanzminister.

Er holte Grillparzer herein aus dem Zollamte in sein Ministerium und verschaffte ihm eine höhere Stelle, welche noch obenein keine finanzielle Thätigkeit in Anspruch nahm:

er wurde dem Burgtheater zugeteilt mit 1000 Gulden Gehalt und dem Teurungszuschusse kraft eines fünfjährigen Vertrags, welcher ihn verpflichtete, alle seine Stücke zuerst dem Burgtheater zu überlassen.

Was konnte ihm erwünschter sein, als solch eine Stellung neben dem Freunde Schreyvogel! Sie wurde ihm aber sogleich verleidet durch den Vorstand aus dem Ministerium, welchem er untergeordnet war. Dieser, ein Herr von Fuljod, Hofrat der allgemeinen Hofkammer, hatte die Staatsregie des Theaters übernommen, nachdem die Pachtung des Grafen Palffy abgelaufen war. Seine Stellung wie sein Wirkungskreis waren die eines Direktors der beiden Hoftheater. Grillparzer beschreibt ihn also:

„Des Staats und der Bühne Berater
Erfüllt seine Pflichten er so:
Ist Hofrat für das Theater,
Und Komödiant im Bureau.“

Uebrigens nennt er ihn einen unwissenden Mann, der vom Theater nichts verstand, aber scharf bureaukratisch kommandierte. Zunächst habe er versucht, Grillparzer und Schreyvogel gegeneinander zu verhetzen, und als dies nicht gelang, habe er beide mißhandelt.

Grillparzer zog sich eiligst zurück und erbat vom Grafen Stadion einen längeren Urlaub. Er erhielt ihn auch.

Dieser Herr Hofrat bildete den Anfang der Mißverhältnisse Grillparzers zur höheren Bureaukratie. Diese Herren sahen in der Förderung eines bloßen Dichters einen Eingriff in ihre Rechte, und später konnte selbst der Minister Stadion Grillparzer nicht hinreichend gegen sie beschützen.

Zunächst blieb der Sapphodichter guten Mutes, obwohl die Kritiker auch dies sein zweites Stück nicht schonten. Er las wohl auch mit Lächeln folgende Weisheit: „Daß diese

Sappho ein Trauerspiel sein soll, wäre schwer zu beweisen, denn wo wäre hier ein Sieg über die Notwendigkeit zu finden? Notwendigkeit ist wohl genug vorhanden, aber der Sieg der Freiheit fehlt. Unmöglich kann das ein Sieg der Freiheit sein, wenn eine alternde Jungfrau, von einem jungen Manne verschmäht, Liebe mit Gewalt und Dolch erzwingen will, und da es ihr nicht gelingt, endlich ins Wasser springt. Wo ist hier irgend eine sittliche Freiheit des Willens? Geht hier die Göttlichkeit der Tugend bewährt aus dem Kampfe? Die Handlung der Sappho hat, was auch darüber geschrieben worden ist, keine tragische Würde und streift bei der Darstellung (ohne Verschulden der Schauspieler) öfters sogar ins Lächerliche."

Konnte solch kritischer Gallimathias Grillparzers erschütterte Achtung vor der Kritik aufrichten? Es kam noch üblere Erfahrung dazu: Müllner, der damalige kritische Rhadamanthus, hatte das Manuskript der Sappho gelesen und außerordentlich gelobt, nur hatte er den albernen Rat erteilt, den ersten Akt wegzulassen. Da Grillparzer das nicht gethan, so brach Müllner nun öffentlich den Stab über das ganze Stück.

Von all diesen Angriffen wurde aber Grillparzer diesmal wenig berührt. Der allgemeine Ausdruck über seine Sappho war so sehr ein bewundernder, daß er ihn nicht verkennen konnte. Sogar Geld regnete es zur Sappho: der kaufmännische Verein spendete dem Poeten einen Tausendguldenschein Nominalwertes. Frau Schröder führte das Stück im Triumphe über fremde Bühnen, und als man in Graz ihre Darstellung höchlichst auszeichnete, da rief sie: „Nein, nicht mir gebührt die Ehre, sondern dem jungen vortrefflichen Dichter, welchem ein goldener Lorbeer zu weihen ist."

Und was die Hauptsache ist: ihm, dem immer Zweifelnden, immer mit sich Unzufriedenen, ihm gefiel sein Stück,

ihn entzückte seine Sappho. Sie ist auch immer sein Lieblingsstück geblieben, während er an seinen anderen immer viel auszusetzen fand, ja er hat sich an den Schreibtisch gesetzt, um es nochmals im einzelnen zu betrachten und zu rechtfertigen. Dieser Aufsatz lautet wie folgt:

„Als ich die Sappho schrieb, hatte ich im Grunde eine doppelte Absicht. Erstens lebte der Stoff wirklich in mir und forderte mich auf, ihn nach außen hinzustellen; zweitens aber wollte ich mir dabei selbst eine Aufgabe machen. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß dasjenige, was der Ahnfrau den meisten Effekt verschafft, rohe, rein subjektive Ausbrüche, daß es immer mehr die Empfindungen des Dichters als die der handelnden Personen gewesen waren, was die Zuschauer mit in den wirbelnden Tanz gezogen hatte, in dem zuletzt alles sich herumdrehte und der Ballettmeister nach weggeworfenem Taktmesser auch. — Ich nahm mir vor, mein nächstes Produkt ein Gegenstück dieses tollen Treibens werden zu lassen, und suchte daher mit absichtlicher Vermeidung effektreicherer, seit lange vorbereiteter Stoffe nach einem solchen, der es mir möglich machte, mich von den handelnden Personen zu trennen und in der Behandlung eine Ruhe walten zu lassen, die mir des Strebens um so würdiger schien, je fremder sie meiner Individualität ist, und je mehr ich daher verzweifelte, sie je zu erreichen. Ich verfiel auf Sappho, ein Stoff, dessen hervorragende Punkte mich schon in der frühesten Zeit angezogen hatten. Ein Charakter, der Sammelplatz glühender Leidenschaften, über die aber eine erworbene Ruhe, die schöne Frucht höherer Geistesbildung, das Zepter führt, bis die angeschmiedeten Sklaven die Ketten brechen und dastehen und Wut schnauben, schien mir für meine Absicht ganz geeignet. Dazu gesellte sich, sobald das Wort: Dichterin ausgesprochen war, natürlich der Kontrast zwischen Kunst und Leben (wenn die Ahnfrau unwillkürlich gewissermaßen eine

Paraphrase des berüchtigten d'Alembert'schen malheur d'être geworden ist, so dürfte wohl die Sappho ein in eben dem Sinne wahres malheur d'être poète in sich fassen). Mit einem Worte, der Gedanke ergriff mich mit all seinen Beziehungen, und ich war, als ich zur Ausführung ging, vielleicht begeisterter als je in meinem Leben. Aber ich glaubte, mich zurückhalten zu müssen. Ich habe die beiden ersten Akte und die erste Hälfte des dritten, obschon bei voller Wärme des Gemüts mit einer Besonnenheit, mit einer Berechnung der kleinsten Triebfedern geschrieben, die mir Freude machen würde, selbst wenn ihre Frucht mißglückt wäre, bloß durch das Bewußtsein, daß ich ihrer fähig bin. Es stand übrigens schon vom Anfange her zu befürchten, daß diese durch ein wirkliches Heraustreten aus mir selbst bewirkte Stimmung bei der krankhaften Reizbarkeit meines Wesens von keiner gar langen Dauer sein würde, und diese Besorgnis ward, durch äußere Umstände beschleunigt, gegen das Ende des dritten Aktes wirklich. Ich wurde nämlich krank und mußte mit der Arbeit aussetzen. Als ich wieder daran ging, war meine Stimmung und mit ihr mein ganzer Ideengang verändert. Gerade auf den Punkt, wo ich stehen geblieben, fiel der von vornherein beabsichtigte Wendepunkt in Sapphos Handlungsweise. Ich konnte nicht dazu gelangen, den Faden genau da wieder aufzunehmen, wo ich ihn fallen gelassen, und der vierte Akt kam dadurch in einen ziemlichen Kontrast mit den früheren. Die Schlußscene des dritten Aktes und der größte Teil des fünften war mir schon beim Anfange zu deutlich, als daß meine veränderte Gemütslage darauf einen sehr wesentlichen Einfluß hätte nehmen können.

„Das ist in kurzem die Geschichte des minder lebhaften Tons der ersten Akte, der mir in der Freude meines Herzens (wenigstens in Beziehung auf mich, auf die Entwickelung meiner Anlage) beinahe wie ein errungener Sieg vorkam.

Ich sah sehr wohl den Kontrast ein, in dem die beiden Hälften des Stücks gegeneinander standen, aber ich war immer bereit, die Partie der ersten Hälfte gegen die letzte zu nehmen. Daß die beiden ersten Akte nicht genug Beweglichkeit, ja der erste selbst nur wenig eigentlich dramatisches Leben habe (insoferne dieses im Gegensatz der Lyra darin besteht, daß die Gesinnung nur als Substrat der Handlung erscheinen darf), mußte ich mir selbst gestehen, aber — der Meister schafft, der Schüler löst Aufgaben. Mich hat überhaupt von jeher bei jeder eigenen Hervorbringung weniger das Produkt als die Kraftäußerung interessiert.

„Aber selbst in dramatischer Beziehung läßt sich, wie mir dünkt, manches zu gunsten der Art sagen, auf welche die ersten Akte behandelt sind. Wenn die Idee, deren Versinnlichung ich mir vorgenommen hatte, gehörig herausgehoben werden, wenn das Ende Sapphos all den Eindruck machen sollte, den ich mir vorgesetzt hatte, so mußte ihr erstes Auftreten in der Fülle aller inneren und äußeren Bedingungen geschehen, welche das Glück des Menschen sonst begründen. Daher der Triumphzug, daher der Jubel des Volks, daher diese gesättigte Ruhe, mit der sie auftritt. Auf diese Höhe hat sie die Bildung ihres Geistes, die Kunst, gestellt. Sie wagt einen Wunsch an das Leben, und ist verloren. Weiter! Sappho ist Dichterin. Daß dies hervorgehoben werde, ist durchaus nötig, die Wahrscheinlichkeit der Katastrophe hängt, wie ich glaube, wesentlich davon ab. Ein Meister hätte vielleicht verstanden, Sapphon selbst im Sturme der Leidenschaften die Farbe, die die Dichtkunst ihrem Charakter gab, sichtbar zu machen, die mit unter die erregenden Kräfte des Sturmes selber gehört. Die Dichtungsgabe ist kein in der gewöhnlichen Menschennatur liegendes Ressort, sie mußte daher herausgehoben werden. Ferner, Sappho ist in der Katastrophe ein verliebtes, eifersüchtiges, in der Leidenschaft sich vergessendes Weib, ein Weib,

das einen jüngeren Mann liebt. In der gewöhnlichen Welt ist ein solches Weib ein ekelhafter Gegenstand. War es nicht durchaus notwendig, sie noch vor dem Sturme der Leidenschaften so zu zeigen, wie sie in ihrem gewöhnlichen Zustande war, damit der Zuschauer die Arme bemitleide, statt sie zu verabscheuen?

„Wenn es mir gelungen ist, den Zuschauer, so sehr er in der Mitte des Stücks geneigt sein muß, die Partie des unschuldigen Paares zu nehmen, dennoch mit seinem Interesse auf Sapphon festzuhalten, so gebührt ein Teil des Verdienstes allerst auch dem ersten Akte. Wie ermüdend lange braucht es, bis in Sappho die Eifersucht Oberhand gewinnt! Das Ermüdende daran ist offenbar meine Schuld; daß es lange braucht, bis der Widerstand ihres Geistes gebrochen wird, dünkt mich gut.

„Ferner, Phaon und Melitta haben die Partie des Lebens. Es lag in meinem Plane, nicht die Mißgunst, das Ankämpfen des Lebens gegen die Kunst zu schildern, wie in Correggio oder Tasso, sondern die natürliche Scheidewand, die zwischen beiden befestigt ist. Ja, selbst aus dramatischen Gründen mußten Phaon und Melitta rein gehalten werden; das konnte nur geschehen, wenn sie über ihre Empfindungen gegen Sappho und gegen sich so lange ohne Klarheit blieben, bis ihre Empfindungen eine Stärke erreicht hatten, die bei nicht außergewöhnlichen Menschen ein Vergessen höherer Rücksichten verzeihlich macht, bis Sapphos Eifersucht, die in ihrer Ueberlegenheit zuerst zur Klarheit kommt, durch verletzende Einwirkung den Trotz Phaons zum Auflehnen bringt und ihn durch die Menschen so gewöhnliche Verwechselung glauben macht, weil er Sapphon unrecht thun sieht, sie sei von jeher gegen ihn im Unrecht gewesen.

„Phaon kämpft eigentlich noch nicht, als er auftritt, er ahnt noch nicht, daß die sonderbaren Gefühle seiner Brust je

zu einem Kampfe führen könnten. Von Sapphos Ruhm begeistert, wirft er sich in ihre Arme. Der Beifall des Volkes in Olympia, die Reise an ihrer Seite ein fortgesetzter Triumphzug, erhalten ihn im Traume. Nur in Minuten der Einsamkeit fühlt er etwas in sich, das er, weit entfernt es auf den Gegenstand seiner Liebe zu beziehen, auf seine Liebe selbst, auf einen Mangel an Gefühl, an Sinn für wahre Seelenreinheit schiebt. Der Jubel des Empfanges in Lesbos regt seine Phantasie von neuem auf. Sie macht ihren letzten effort in der dritten Scene des ersten Aktes, wo — absichtlich — auch nicht ein Zug vorkommt, der auf eigentliche Liebe schließen läßt, obschon er darin begeistert genug ist, um Sapphos Träume wach zu erhalten. Selbst als er Melitten schon geküßt hat, ist ihm seine neue Leidenschaft noch nicht klar, erst Sapphos Aeußerung bei der Erzählung seines Traumes hellt ihn auf, und seine Liebe tritt heraus, als er Melitten vor Sapphos Dolche schützt.

„Ein gleiches gilt von Melitten. Die vorletzte Scene des ersten Aktes ist vielleicht die mäßigste von allen. Ich wollte jedoch hier, nachdem sich Phaon in der vorigen Scene ausgesprochen, auch Sapphos Erwartung und Besorgnis über ihr Verhältnis laut werden lassen, und durch die Art, auf welche Sappho, obgleich poetisierend, ihre Stellung gegen Phaon mit Bangigkeit betrachtet, auf den folgenden Ausbau vorbereiten. Auch dünkte es mich gut, den Kontrast zwischen Sappho und Melitta deutlich hinzustellen.

„Ob der unglückliche, weinbegossene Estrich — der wohl füglich hätte wegbleiben können, wenn ich was Besseres dafür gewußt hätte — eine eigene Motivierung durch den Scherz über das Niederschlagen der Augen verdient, weiß ich nicht. Der Schlußmonolog des ersten Aktes könnte leicht mehr dramatisches Leben haben, aber ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, die zweite der beiden übrig ge-

bliebenen Oden, die mir zu passen schien, in dem Stück, das ihren Namen führt, aufzunehmen, damit man mir doch nicht sagen könnte, es sei gar nichts von ihrem Geiste darin.

„Die Scene an der Tafel während des Zwischenaktes hat die Liebe noch nicht in Melitten erregt. Sie diente nur dazu, die Aufmerksamkeit des jungen Paares aufeinander rege zu machen und sie in jenen Zustand des Berührtseins zu bringen, das der Liebe den Weg bereitet. Darum machte ich mir auch keine Skrupel, die Scene dazu hinter den Vorhang zu verlegen. Auch reizt er die sanfte Melitta gegen die verletzende Gebieterin, was für die Folge nicht ohne Nutzen ist. Melitta ist bei ihrem Auftreten im zweiten Akte in jenem dumpfen Staunen, das (um mich so auszudrücken) der Dunstkreis der Leidenschaft erregt, ehe ihr eigentlicher Körper uns berührt. Sie denkt nicht an die Liebe. Das Gespräch mit Phaon, der Kuß, den er ihr gibt, ist der Pfeil des Liebespaktes, und man muß so unschuldig, ja geistesarm sein als Melitta, um noch nicht zu merken, woran man ist. Ich wage es kaum zu gestehen, daß ich mir auf den zweiten Akt etwas eingebildet habe."

4.

Getragen von dieser Sapphoströmung wählte er nun einen bunten Stoff aus einer Voltaireschen Erzählung, um ein breit eingeschobenes Traumleben auf die Bühne zu bringen und in so eigentümlich theatralischer Fassung die Entwickelung eines jungen Menschenlebens darzustellen. „Des Lebens Schattenbild" war der erste Titel, dann aber wurde es „Der Traum ein Leben" genannt.

Er kam aber nicht über den ersten Akt hinaus, weil plötzlich dasselbe Thema im Theater an der Wien aufgeführt wurde. Es hieß: „Schlummere, träume, erkenne", Märchen in fünf Aufzügen von van der Velde. Das Thema war sehr ungenügend entwickelt, und das Stück konnte im Repertoire nicht bestehen. Aber der Stoff war dadurch befleckt, und Grillparzer ließ ihn liegen.

Er hatte ihn während des Mais und Junis 1818 in Baden angefangen, wohin er seiner kranken Mutter wegen gegangen war. Sie sollte die dortigen Bäder gebrauchen, und dort brachte ihm der zufällige Blick in Hederichs mythologisches Lexikon die Sage der Medea vor die Augen. Dadurch wurde plötzlich der Plan des Goldenen Vließes in ihm entzündet.

Mit allen Kräften dichtete er sich den Ausbau einer breiten Trilogie in die Höhe, regte sich aber dadurch so auf, daß er nervenkrank wurde und einer Badekur bedurfte. Man schickte ihn nach Gastein, und dorthin ist er am 26. Juli gereist. Die Kur hat ihn geheilt, und wir sehen ihn später mit Vorliebe dahin zurückkehren. Das erste Mal war er in Gesellschaft des Bischofs Ladislaus Pyrker, eines ehrgeizigen Dichtungsdilettanten, gereist. Grillparzer hat ihm eines seiner Epigramme gewidmet:

„Den Bischof und den Dichter vergleich' ich ohne Müh';
So ein als anderer dichtet, auf Glauben rechnen sie.
Doch glaubt man nicht dem Bischof, so bleibt ihm doch sein Amt,
Der ungeglaubte Dichter ist darum schon verdammt."

Gestärkt kehrte er nach Wien zurück und ging nun mit allen Kräften und in der glücklichsten Stimmung an die große Aufgabe des „Goldenen Vließes". Aber als er bis in die Hälfte der zweiten Abteilung (der Argonauten) gelangt war, trat eine Störung ein, welche er selbst verhängnis-

voll nennt. Jede Unterbrechung einer poetischen Arbeit war für ihn gefährlich, weil er immer nur in gehobener Stimmung schrieb und, einmal aus dieser Stimmung geworfen, später unfähig war, sich wieder ganz in dieselbe zu versetzen. Und diesmal war die Störung tief erschreckend. Seine kränkelnde Mutter war in Baden nicht geheilt worden, ja ihre Krankheit war bis zur Geistesverwirrung gestiegen, und in einer Nacht von der Magd geweckt, findet er sie hoch aufgerichtet im oder am Bette tot.

Die allgemeine Meinung in Wien war und ist heute noch, daß sie sich im Irrsinn erhängt habe. Grillparzer gibt einen Schlagfluß an als Ursache des Todes. Es bleibt dahingestellt, ob er aus Zartgefühl die peinliche Thatsache verschwiegen oder ob er recht hat neben der allgemeinen Meinung.

Nun war es vorbei mit der Fortsetzung des Goldenen Vließes. Seine Gesundheit war durch den schrecklichen Eindruck tief erschüttert, und die Aerzte rieten dringend zu einer Reise.

Der Zufall brachte ihm einen vornehmen Gefährten zur Reise nach Italien. Er hat sie ausführlich in der Selbstbiographie geschildert. Der vornehme Gefährte, ein Graf Wurmbrand, war ein offizieller Begleiter des kaiserlichen Hofes, welcher Italien besuchte, und Grillparzers intimer Verkehr mit diesem Grafen erzeugte das Gerücht, Grillparzer wäre Sekretär der Kaiserin geworden. Obwohl unrichtig, war doch dieser Ruf ganz dazu angethan, den Neid und die Feindschaft in der höheren Beamtenwelt neuerdings gegen ihn aufzuregen, und er hat denn auch nach seiner Rückkehr bitterlich darunter zu leiden gehabt.

Nur Graf Stadion bleibt ihm treu und bewilligt ihm einen dreimonatlichen Urlaub. Während desselben wird der dritte Teil des Vließes (die Medea) Ende Januar 1820 vollendet.

Die Einreichung beim Burgtheater fand später statt, und Schreyvogel als Theatermann war nicht ohne Besorgnis, ob ein so weit ausgedehntes Stück, eine Trilogie fremdartigen Themas, einen vollständigen Theatererfolg finden könne. Man begann denn die Vorbereitungen für die nächste Saison.

Grillparzer selbst ging im Sommer wieder nach Gastein und geriet wegen Ueberschreitung des Urlaubs mit seiner Oberbehörde in das ärgerlichste Verhältnis. Man ließ ihn alle bureaukratische Schärfe fühlen und forderte ihn peremptorisch auf, die Ueberschreitung des Urlaubs zu rechtfertigen und binnen drei Tagen bei sonstiger Sperrung des Adjutums seine Dienstleistung anzutreten. Selbst der Minister Stadion konnte ihn nicht schützen vor solchen Plackereien, weil er die Administration unabhängig gestellt hatte von seiner ministeriellen Macht.

Grillparzer, ohnehin schon unzufrieden mit seiner Ausführung des Goldenen Vließes, geriet dadurch in die übelste Laune und hat bis zur Aufführung der Trilogie den Rest des Jahres 1820 in größerer Zerstreutheit zugebracht, als es sonst seine Weise war. Die Entwickelung einer Liebschaft scheint ihn am lebhaftesten beschäftigt zu haben. Er war in diesem Betracht überhaupt kein Heiliger. Er besaß eine stark sinnliche Natur, welche sich wohl nie zu Ausschweifungen hinreißen ließ, im Falle entgegenkommender Neigung aber nicht unzugänglich war.

Wer ihn nur in seinen alten Tagen gekannt mit seinem harten, fast unschönen Antlitz, der hat nicht leicht daran gedacht, daß ihm die Frauen gern entgegengekommen wären. Nur sein wunderschönes Auge ließ sein herbes Gesicht vergessen. Es ist aber in der ersten Hälfte seines Lebens sein Aussehen ein ganz anderes gewesen. Eine Notiz von ihm selbst in einem Tagebuche ist dafür bezeichnend: er bemerkt einmal vor dem Spiegel, daß er ja garstig geworden sei, und

eine Schilderung seines Aeußern, welche sich in den Denkwürdigkeiten der Karoline Pichler findet, stimmt damit überein, daß er sich mit den Jahren sehr verändert hat. Karoline Pichler sagt von ihm: „Grillparzer war nicht hübsch zu nennen, aber eine schlanke Gestalt von mehr als Mittelgröße, schöne blaue Augen, die über die blassen Züge den Ausdruck von Geistestiefe und Güte verbreiteten, und eine Fülle von dunkelblonden Locken machten ihn zu einer Erscheinung, die man gewiß nicht so leicht vergaß, wenn man auch ihren Namen nicht kannte, wenn auch der Reichtum eines höchst gebildeten Geistes und eines edlen Gemüts sich nicht so deutlich in allem, was er that und sprach, gezeigt hätte. Dieser Eindruck war allgemein in der kleinen Gesellschaft — die Einfachheit und Herzlichkeit des Wesens gewann ihm unser aller Achtung und Zuneigung."

Hierbei muß des merkwürdigen Vorfalls gedacht werden, daß ein junges schönes Mädchen, welches in der Blüte der Jugend starb, in einer testamentartigen Schrift Eltern und Bruder feierlichst auffordert, sich Grillparzers wohlthuend anzunehmen. Sie habe ihn geliebt, obwohl sie es nie ausgesprochen, und er sich ihr nie genähert habe. Sie war die Tochter eines höheren Beamten, eines Norddeutschen, der einer Gesandtschaft zugeteilt war.

Jetzt, im Jahre 1820, war es eine schöne Frau, Charlotte P. geheißen, welche ihm entgegengekommen war, und über welche sich Notizen in den Tagebüchern finden. Eine solche Notiz sagt einfach, daß dies Verhältnis seine bis dahin platonische Natur verändert habe.

Dieser Umgang beschäftigte ihn noch, als es endlich zur Rollenverteilung und zu den Proben des Goldenen Vließes kam. Am 25. und 26. Januar 1821 fand die erste Aufführung statt, und der Erfolg war zwar ehrenvoll, aber er blieb zurück hinter den Erwartungen, welche man einem neuen

Werke des Sapphodichters entgegengebracht hatte, es war ein sogenannter succès d'estime.

Das ist ein Rückschlag im Leben Grillparzers geworden, den alle Welt übertrieben hat, in erster Linie der Dichter selbst.

Immer und immer kommt er darauf zurück, daß ihn die Störung mitten in der Arbeit unfähig gemacht habe, den ganzen Inhalt, die ganze Stimmung wieder zu finden, und daß deshalb die zweite Hälfte schwächer geraten sei. Das mag ja richtig sein, aber wem man davon nichts sagt, der findet, daß diese Trilogie eine mächtige dichterische Leistung ist, ja daß gerade das Schlußstück große Wirkung übt und der Frau Schröder noch mehr als die Sappho Gelegenheit dargeboten hat, auf allen deutschen Theatern Triumphe zu feiern. Von einem so fern abliegenden Thema aber wie diesem kolchischen, welches noch dazu zwei Theaterabende in Anspruch nahm, einen sogenannten durchschlagenden Erfolg zu erwarten, das war eben thöricht. Der litterarische Wert stand im Vordergrund, und wenn neben ihm ein Ehrenerfolg von der Bühne herab gewonnen wurde, so war dies ruhmvoll genug.

Grillparzer hat einmal ganz richtig geäußert, daß der Begriff des Goldenen Vließes wohl die größte Schwierigkeit eines populären Erfolges sei. Was bedeutet goldenes Vließ für die Mehrzahl? Etwas Unklares, jedenfalls nichts, was ohne weiteres die Teilnahme weckt.

Der hypochondrische Zug in seinem Naturell hat denn auch das, was in dieser Dichtung fehlte, nie aus den Augen gelassen und immer dazu benützt, sich selbst zu peinigen. Wien trug aber damals auch redlich dazu bei, seine Selbstpeinigung zu rechtfertigen. Während er in Italien gewesen war, hatte man dafür gesorgt, daß er in einer ihm zustehenden Beförderung übergangen worden war, und jetzt brachen von

allen Seiten die Feindseligkeiten gegen ihn immer greller hervor, da sich ja in dem beschränkten Erfolge des Goldenen Vließes enthüllt hätte, es sei dieser verwöhnte Dichter durchaus nicht allmächtig. Die oben erwähnte Behandlung wegen einer Urlaubsüberschreitung war selbstredend. Und nun kam diesen Feinden noch ein unfehlbar wirksames Mittel zu Hilfe, die Anklage wegen ketzerischer Gefährlichkeit Grillparzers. Er hatte in einem großen Gedichte „campo vaccino“ die großen Bilder klassischer Vergangenheit im Kolosseum geschildert und das eingeschobene Bild des Kreuzes als unpassend erwähnt:

Thu' es weg, das heil'ge Zeichen,
Alle Welt gehört ja dir,
Ueb'rall, nur bei diesen Leichen,
Ueb'rall stehe, nur nicht hier.

Das Gedicht war in der „Aglaja“ abgedruckt und auch nach München an den Hof gesendet worden. Ein bayrischer Prinz hatte obigen Vers sakrileg befunden und darüber Beschwerde erhoben am Wiener Hofe. So war die Anklage auf frivoles Ketzertum Grillparzers entstanden, welche in den höchsten Kreisen mit vollem Nachdruck erhoben wurde. Das war im damaligen Wien von großer Bedeutung, denn die Zeiten der Toleranz, welche Kaiser Joseph gebracht, waren unter Kaiser Leopold verleugnet, unter Kaiser Franz verurteilt. Grillparzer, ohnehin schon als Josephiner verdächtigt, erschien nun im tiefsten Schatten eines gottlosen Menschen, und der Verweis von seiten des Polizeiministers lautet: weil er als Christ kein solches Gedicht hätte machen sollen, weil er als k. k. Pensionär sich hätte in acht nehmen sollen, und weil er die Gnade gehabt, im Gefolge des Kaisers in Italien zu reisen.

Grillparzer war wie geächtet, und dieser Zustand, welchen man ihn ringsum fühlen ließ, quälte ihn so, daß er

ganz und gar aus dem Amte ausscheiden wollte, obwohl ihn dies Amt in die Nähe Stadions und in bessere Verhältnisse gebracht hatte. Stadion aber verwarf diesen Gedanken des Ausscheidens nachdrücklich, die nachteilige Lage eines Dichters schildernd, welcher in Oesterreich ohne Vermögen durch Dichtung allein seinen Lebensunterhalt erwerben wolle.

Unzufrieden mit sich und seinem Schicksale scheint er die ersten Monate des Jahres 1821 unthätig dahin gelebt zu haben. In dieser Mißstimmung hat er damals auch seine geliebte Charlotte verlassen, und auch darüber hat er sich wieder Vorwürfe gemacht. In seinen Tagebüchern klagt er sich an, daß seine Liebesneigung ein äußerst gebrechliches Ding sei. Es drängten sich ihm stets Bemerkungen auf, daß Schönheit und Reiz, welche ihn anfangs gelockt, eine Veränderung erlitten habe, und mit diesen Bemerkungen erkalte auch sofort seine Neigung.

Charlotte selbst hat offenbar treuer an ihm gehangen, denn wir finden später die Schilderung eines Besuchs, welchen Grillparzer ihr macht, als sie erkrankt darniederliegt. Sie erinnert ihn an die glückliche Zeit und beklagt den Verlust seiner Liebe; Grillparzer aber verhält sich schweigend, und als sie bald darauf stirbt, muß er sich eingestehn, daß sein schmerzlicher Eindruck ein geringer sei. Er macht sich Vorwürfe, daß sein Herz keine wärmere Empfindung bereit habe, er kann aber nur diesen Mangel beklagen, und ihn nicht ändern.

Das Liebesglück war ihm nach dem Bruche mit Charlotte anderswo nahe getreten. In einem Konzerte singen und spielen zwei Schwestern Fröhlich in ausgezeichneter Weise, und die dritte Schwester sitzt als Zuhörerin da. Sie heißt Katharina und ist sehr schön. Grillparzer bemerkt die Schönheit nicht augenblicklich, wohl aber allmählich. Er nähert sich ihr und wird von ihr mit Preisen seiner Dichterkraft begrüßt,

was ihm eigentlich nicht gefällt. Aber die Bekanntschaft ist gemacht, und die Fortsetzung derselben ergibt das Liebesverhältnis, welches sein ganzes Leben durchzieht, welches ein Rätsel wird für die Welt, weil es zu keiner Ehe führt, und über welches wir aufklärende Aeußerungen in Grillparzers Tagebüchern finden werden.

Diese Tagebücher sind zumeist kleine Hefte in Oktavform, in welche er auf schlechtem Papier mit kleiner Schrift seine täglichen Gedanken eingeschrieben hat. Eine Zeitlang, dann brechen sie wieder ab. Er hält es immer wieder für ratsam, ein Tagebuch zu führen, aber er gibt es oft wieder auf.

Angefeindet und litterarisch verstört, scheint es jetzt, als ob er der Dichtung ganz den Rücken gewendet habe. Graf Stadion war als freisinniger Mann unberührt geblieben von den politischen wie religiösen Verdächtigungen, welche den Dichter hetzten, und er hatte ihn als seinen Sekretär ganz in seine Nähe gezogen. Man kommt fast auf den Gedanken, daß Grillparzer wirklich in einen politischen Beruf eintreten könne und werde. Es wird sogar eine kleine Staatsschrift finanzieller Art von ihm erwähnt, „Kauf auf Zeit in Staatspapieren" ist ihr Titel. Aber sein eigensinnig dichterisches Naturell widersprach doch bald dieser Richtung. Er hatte als Sekretär während des Sommers den Minister aufs Land zu begleiten und dort an dem geselligen Verkehr der vornehmen Familie teilzunehmen. Das langweilte ihn, und langweilte ihn bald so, daß er zurücktrat und einem Kollegen die wertvolle Begleitung des Ministers überließ.

Das muß man doch argen Eigensinn und arge Hingebung an Bequemlichkeit nennen. Seine steten Klagen über Nichtbeförderung werden hierdurch abgeschwächt. Wenn man die unmittelbare Nähe des wohlwollenden Ministers aus bloßer Bequemlichkeit aufgibt, dann verliert man auch das Recht, sich über Mangel an Beförderung zu beklagen.

Er war eben ein Dichter, der sich lieber eine Wohnung in Hietzing mietete, sich ein Reitpferd hielt und täglich nach Döbling hinüberritt, wo Katharina Fröhlich bei Bekannten wohnte. Aus dem öffentlichen litterarischen Leben schien er ganz auszuscheiden.

Das schien jedoch nur so, denn er sammelte in der Stille Material für ein neues Drama, und zwar Material in großer Ausdehnung. König Ottokars Glück und Ende wollte er dramatisieren. Er sammelte mit großer Emsigkeit, er studierte mit unermüdlicher Ausdauer alle geschichtlichen Quellen, insbesondere die Reimchronik Ottokars von Hornegk. Ein Drama vaterländischer Geschichte sollte es werden, obwohl ihm eigentlich das geschichtliche Drama nicht zusagte, weil es seinen Drang der Inspiration einengte. Aber jetzt nach dem Goldenen Vließ schien es ihm eine Rettung aus den weiten Räumen des Vließes, die er nicht ausgefüllt hätte, eine Rettung in engere Form, die er beherrschen könne. Dazu das Konterfei Napoleons, welches ihm vorschwebte für den Ottokar!

Und so geschah es; das Stück entstand, es wurde fertig, wurde Schreyvogel übergeben, wurde zur Aufführung angenommen, wurde zur Censur eingereicht.

Merkwürdigerweise verschwand es bei der Censur, verschwand für alle Welt, als ob es in einen Abgrund gefallen wäre. Schreyvogel fragte nach und fragte nach, er erhielt nur ausweichenden Bescheid. Monat auf Monat verging, und endlich gestand man zu, daß man nicht wisse, wo das Manuskript hingekommen sei; es blieb verschwunden.

Der Gedanke liegt nahe, daß ein Böhme die Schuld daran trage. Damals nannte man auch die Czechen nur Böhmen. Es waren aber zahlreiche Böhmen in allen Aemtern, in hohen wie niedrigen, und ein solcher mochte den Nationalhelden Ottokar vom Theater fern halten wollen, weil derselbe nicht so tadellos heroisch dargestellt sei, wie es der National-

kultus verlange, und namentlich weil er auf dem Marchfelde dem Rudolf von Habsburg unterlegen sei.

Grillparzer erzählt in seiner Selbstbiographie diesen Censurroman vollständig, und wie die Lösung des Rätsels nur durch das Einschreiten der Kaiserin herbeigeführt worden. Sie hatte von der Direktion des Burgtheaters ein neues Stück zur Lektüre verlangt, Schreyvogel hatte sofort den Ottokar vorgeschlagen, aber dazu gemeldet, daß dies Stück bei der Censur nicht mehr aufgefunden werde. Als nun im Auftrage der Kaiserin nachgefragt wurde, da fand sich dann doch der Ottokar, und was noch mehr sagen will: er gefiel der Kaiserin ungemein, und sie empfahl das Stück dem Kaiser, ihrem Gemahl. Dieser befahl dann augenblicklich, es aufzuführen.

Am 19. Februar 1825 fand die erste Aufführung statt unter tumultuarischem Zudrange des Publikums, ebenso tumultuarisch war die Aufnahme des Stücks. Das will sagen: es herrschte ein fast wüster Beifall. Ein historisches Stück aus der Geschichte Oesterreichs, im letzten Akte die Schlacht auf dem nahen Marchfelde, Ortsnamen, die jedermann kannte, das alles war überraschend und alarmierend.

Grillparzer selbst ist der Meinung, der Kern des Stücks sei nicht durchgedrungen, der Eindruck sei ein unklarer geblieben.

Das mag auch richtig sein in Bezug auf das Ganze, und das liegt an dem Titelhelden, welchem man im Gegensatze zum deutschen Habsburg keine warme Teilnahme schenkt, und welchen man ohne tragisches Bedauern zu Grunde gehen sieht. Die Teilnahme des Publikums ist in solchem Falle nur eine betrachtende, keine gefühlvolle.

Ich habe diesen Ottokar dreißig Jahre nach dieser ersten Darstellung im Burgtheater und noch später auch im Wiener Stadttheater neu in Scene gesetzt, und es hat sich immer

dasselbe Resultat ergeben. Es wird mit großer Aufmerksamkeit und vielfach beifällig aufgenommen, ohne daß ein durchgreifender Erfolg sichtbar würde. Das Publikum ist fortwährend interessiert durch die Vorzüge des Dramas, durch die strotzend einherschreitende Handlung, durch die zahlreichen höchst eigenartigen Charaktere. Der erste Akt, welcher in seinem höher und höher steigenden Aufbau nur seinesgleichen hat in dem prachtvollen ersten Akte der Jungfrau von Orleans, wird mit Enthusiasmus begrüßt, und das ist für den Eindruck des Ganzen abschwächend, da die folgenden Akte keine so gesammelte Wirkung bieten. Man scheidet aber doch mit großer Achtung von dem ganzen Stücke und sieht es nach einiger Zeit gern wieder, weil es einen großen Reichtum ausbreitet und in unsrer dramatischen Litteratur wenig Nebenbuhler hat. Mit einem Worte: nur der Held Ottokar, welchem wir bloß ein geschichtliches Interesse widmen, trägt die Schuld, daß die große Komposition im ganzen schwächer wirkt, als man erwarten sollte.

Man kam wohl damals in Wien nicht ins Klare über den Grund des geringeren Eindrucks, und dieser Unklarheit wegen bildete sich kein greifbares Urteil. Theatralisches Mißgeschick kam hinzu: Anschütz (Ottokar) wurde nach der ersten Darstellung heiser, die erste Wiederholung ließ acht Tage lang auf sich warten, und nach dieser ersten Wiederholung wiederholte sich auch die Heiserkeit des Ottokar — das Stück mußte wieder hinausgeschoben werden. Solch Schicksal ist sonst gleichbedeutend mit dem Untergange eines Stücks. Dieser trat nun wohl nicht ein, aber es konnte doch, wie man in der Theatersprache sagt, kein vollständiger Zug zustande kommen.

Außerdem drohte fortwährend ein Verbot des Stücks und trat auch ein, weil eben von den höheren böhmischen Beamten dagegen gehetzt wurde. Zahlreiche böhmische Studenten lärmten überall dagegen und überschütteten Grill-

parzer mit Drohbriefen. Die guten Deutschen aber dachten nicht daran, neben diesen verhetzenden Umtrieben böhmischer Nationalen den deutschen Dichter, welcher eine deutsche Sache vertrat, in Schutz zu nehmen. So entstand eine öffentliche Meinung, welche verworren war. Grillparzer erzählt, daß selbst seine Freunde sich sorgfältig enthielten, mit ihm über das Stück zu sprechen.

Sein stattliches Werk wurde ihm in solcher Weise verleidet, und er stand da wie gelähmt, kaum imstande, einen Brief an den Polizeiminister zu schreiben, warum denn der patriotische Ottokar verboten werde? Was sollte er denn noch dichten, wenn solch ein reiches vaterländisches Stück von seinen Landsleuten unbeachtet blieb, und er einer deutschfeindlichen Partei preisgegeben wurde!

Grillparzer ist es denn auch am frühesten klar geworden, daß man mit Verleugnung des Josephinischen Princips den deutschen Staat Oesterreich in Gefahr bringe, und er war immer ein hartnäckiger Widersacher des entstehenden Schwindels, welcher eingesprengte nichtdeutsche Stämme zu gebieterischen Nationalitäten erheben wollte. In grimmigem Zorn darüber hat er in übertreibender Weise die Verse geschrieben:

Zu Aesops Zeiten sprachen die Tiere,
Der Menschen Bildung ward so die ihre.
Da fiel ihnen mit einem Male ein,
Die Stammesart sollte das Höchste sein.
Ich will wieder brummen, sagte der Bär,
Zu heulen war des Wolfes Begehr,
Nur wer bellt, schien dem Hunde brav,
Und blöken nur wollte das Schaf.
Da wurden allmählich sie wieder Tiere,
Und ihre Bildung — der Bestien ihre.

5.

Keine Zerstreuung, keine Neigung brachte ihn über dies vermeintliche Unglück seines Ottokar hinweg. Wohin? Wozu? fragte er sich täglich, und der Kummer über sein unzureichendes Talent verdüsterte ihn mehr und mehr.

Die Zeit nach der Ottokar-Aufführung ist die trübseligste Grillparzers gewesen. Das ist ersichtlich aus einem längeren Tagebuchhefte, welches sich aus dieser Zeit vorfindet. Er klagt über seine Unfähigkeit, zu arbeiten und zu dichten. „In ähnlicher Unfähigkeit" — fährt er fort — „habe ich mich zwar schon öfter befunden, aber das Charakteristische meines gegenwärtigen Zustandes ist, daß, indes ich sonst die Ursache meiner Unthätigkeit in äußeren Umständen suchte und fand, mir jetzt ein inneres entsetzliches Gefühl sagt, es sei mit der Dichtergabe selbst zu Ende. Eine stufenweise Erkaltung der Phantasie läßt sich übrigens in meinen bisherigen Hervorbringungen bestimmt nachweisen. In der Ahnfrau ist sie in voller Glut der Jugend, in der Sappho schon ruhiger geworden, Medea schwankt zwischen zu viel und zu wenig, Ottokar ist ein berechnetes Werk (ja berechnet, bis ins kleinste berechnet, was man auch vom Gegenteile sagen mag), aber die Ausführung bleibt oft zurück. Was wäre der vierte Akt geworden, wenn dem Verfasser noch ein Teil der in der Ahnfrau verschwendeten Mittel zu Gebot gestanden hätte!

„Auf der einen Seite also Abnahme, stufenweises Erlöschen der Herzenswärme, und auch auf der andern durchaus kein Zunehmen von seiten des Denkens und Wollens. Die Phantasie wird nach und nach zum Greise, und der Verstand bleibt ewig Kind, oder Knabe besser zu sagen, denn Kind wäre noch allenfalls zu entschuldigen. Schon in der Zeit,

da ich noch hoffte, in der Poesie etwas Tüchtiges leisten zu können, und ein vorschneller Wahn mich zu glauben antrieb, ich könnte mich dereinst an die ersten Dichter der Nation reihen, schlug das Gefühl einer inneren Insuffizienz, einer Unbedeutendheit als Mensch jede solche Hoffnung nieder.

„Hätte ich nur den Mut, mir selbst treu zu sein, den unnennbaren Schmerz eines verfehlten Daseins in mir fortwalten zu lassen, bis er entweder das Dasein selbst verzehrt oder in höchster Steigerung ein Höheres hervorruft. Aber eine thörichte Eitelkeit, eine übel angebrachte falsche Scham zwingt mir bei jeder Berührung mit Menschen eine gewisse Lustigkeit auf, die mich nicht froh macht, die mir nicht von Herzen geht, aber für mich das einzige Mittel ist, mit Menschen zu kommunizieren. Ich muß Scherz treiben oder ganz schweigen und meine innere Seelenmarter, meine Menschenscheu, meinen langweilend gelangweilten Mißmut zur Schau tragen, und das mag ich nicht, kann ich nicht, will ich nicht. Allein, fern von Menschen, so könnte ich mich vielleicht wieder finden und besitzen."

Recht im Gegensatze hierzu verhält er sich aber: er tritt in eine Gesellschaft. Es bestand damals in Wien eine lustige litterarische Gesellschaft, genannt „Ludlamshöhle", für welche er wohl gar nicht paßte, in welche er aber eingetreten war mit der stillen Hoffnung, sich aufzuheitern. Aber auch sie brachte ihm Aerger. Ein höherer Polizeibeamter wollte sich hervorthun durch eine Entdeckung. Sie bestand darin, daß er die Ludlamshöhle eine Verschwörung nannte und den Ueberfall derselben übernahm. In der Nacht wurde das Lokal besetzt und durchforscht, bei Schriftstellern aber, welche dazu gehörten, wurde Haft und lokale Untersuchung durchgeführt. Dies widerfuhr auch Grillparzer, welcher 24 Stunden Arrest in seinem Zimmer erleiden mußte.

Ehe ihm diese unsinnige Störung begegnete, schreibt er:

„Ad vocem Scherz treiben: gestern abends die Ludlam besucht. Was man da Spaß macht, wie viel ich gelacht habe, und immer dabei des marternden Seelenzustandes bewußt! Als ich mich in derlei Zerstreuung begab, schwebte mir dabei Goethe, Shakespeare, Mozart vor, alles Menschen, die das tiefste künstlerische Sinnen und Schaffen mit dem Erfrischenden einer bewegten, frohen Umgebung zu vereinigen wußten, aber quod licet Jovi —. Ich sehe wohl, mit derlei compterendus kommt nicht viel heraus. Und doch will ich sie fortsetzen. Ich will die Gemeinheit abhalten wie ein Gestrandeter das Wasser von seinem lecken Schiffe, so lange es geht, und hilft endlich kein Schöpfen mehr, dann spült mich fort, brausende Wellen, mein Tagwerk ist gethan.

„So viel ist gewiß: ist einmal der Dichter über Bord, sende ich ihm den Menschen auch nach.

„26. März. Ich will fortfahren. Dieses Geschreibe wird mich wohl nicht in die Stimmung bringen, die zu meiner schöpferischen Arbeit erforderlich ist, es wird mich aber doch wenigstens à la hauteur des Gedankens erhalten und mich zwingen, die Gedanken zu fixieren, was bei mir in Stimmungen gleich der jetzigen so wenig der Fall ist, daß die Vorstellungen mit der Abgerissenheit des Traums aufeinander folgen, und ihr Entstehen und Verschwinden beinahe alle Willkür ausschließt. Und dies ist es eigentlich, was mich empört, das ist's, was ich unter der Würde eines vernünftigen Wesens finde. Man gebe mir die Fähigkeit wieder, mich zu vertiefen, und ich will das Vermögen der Darstellung und Ausführung dafür hingeben.

„Aeußere Ursachen, die mir seit der Aufführung Ottokars (19. Februar 1825) die Arbeit verleidet haben, waren: Mißmut über das Nichtdurchgreifen des Stückes, über das Unbeachtetbleiben desselben von seiten der Kritik und der Besseren in Deutschland. Nachwirken des Aergers über die Censur-

kämpfe vor der Aufführung. Ferner die gebrauchte homöopathische Kur gegen mein Halsleiden, die mir den ganzen Frühling und Sommer raubte. Mein Verhältnis zu Lucien," so pflegt er in den Tagebüchern Kathi Fröhlich zu nennen, „das sich zum Bruche neigte und mir keine Ruhe ließ. Den Winter über Daffingers Polizeigeschichte und meine Verwickelung in dieselbe. Endlich mein Körperzustand, der ohne irgend ein bestimmt ausgesprochenes Uebel auf eine stufenweis überhandnehmende Abstufung hinweist. Freilich war mein ganzes bisheriges Leben ein immerwährender Wechsel zwischen Ueberreiz und Abspannung, letzterer war aber noch in keiner Periode so stark, so lange dauernd, so sehr mit dem Gefühle der Hilflosigkeit begleitet als jetzt. Freilich habe ich die Zeit von meinem 18. bis 25. Jahre in einer ähnlichen Dumpfheit und Thatlosigkeit zugebracht, damals waren aber auch die äußeren Umstände danach, und dann — der Henker hole alles Wissen und Schreiben, wenn dem Innern der Ausbildung als Mensch gar nichts davon zu gute kommt. Auch war ich damals wohl nach außen hin unthätig, aber äußerst thätig nach innen. Es war ein eigentlicher Tiefsinn in mir, eine wahre Grundlage zu großen Dingen.

„Wenn man sich ein so äußerst erregbares Nervensystem vorstellt, als das meine von Kindheit an war, und bedenkt, was Baden und Schwimmen im kalten Wasser, z. B. das Hineinspringen, den Kopf zu unterst, darauf für eine Wirkung machen kann und muß, so erschrickt man. Stärken, abhärten — abstumpfen vielleicht. Lord Byron that das zwar auch, und die Wärme seiner Phantasie litt nicht darunter, aber seine Körperbeschaffenheit war eine andere, er war von Jugend auf daran gewöhnt, ich habe erst nach meinem 30. Jahre die ersten Versuche gemacht, und — wer weiß!

„Diesen Winter über beschäftigten mich nacheinander drei Stoffe zu Trauerspielen. Anfänglich Libussa. Hier konnte ich

schon den Plan nicht zur Genüge ausbilden. Die Verwickelung war so spitz, so kaltwitzig, daß ich bald alle Lust verlor. Hierauf kam Hero und Leander an die Reihe. Den Plan dazu hatte ich schon aus früherer Zeit im Kopfe, und, war er dunkel geworden, ich brauchte ihn nur aufzufrischen. Es gelang zum Teile, aber sobald ich die Feder ansetzte und die Ausbildung der einzelnen Teile dem Verfolgen der Arbeit vorbehalten wollte, gerieten gleich die ersten Zeilen so kalt, so leblos. Das was mich eigentlich an den Personen interessierte, kam in der Darstellung so wenig zum Vorschein, daß ich wieder ablassen mußte. Endlich verfiel ich auf die Geschichte des Palatin Bankbanus, dessen Frau der Bruder seiner Königin, Otto von Meran, entehrt. Unter dem Titel „Ein treuer Diener seines Herrn" brachte ich eine ziemlich glückliche Anlage zustande, die mich sehr interessierte. Nun glaubte ich, sei alles gewonnen, und ich fing an zu schreiben. Aber es ging wieder nicht. Das Leben fehlt, sogar die Worte fehlen. In dem alten Bankbanus war ich ziemlich tief herunter gestiegen, der König und die Königin waren im Reinen. Bankbanus' Frau konnte in allgemeinen Umrissen sehr gut dem Eindrucke der Begebenheit überlassen werden. Aber der Prinz mußte ausgemessen werden, und dazu fehlte die Lust, die Applikation. Dieser Libertin, der seine Leidenschaften als Spielzeug braucht, bei dem sie aber zugleich so heftig sind, daß sie viel zur Wahrheit werden und ihn im 3. Akte körperlich krank machen — diese letzten Worte habe ich hier geschrieben, ohne ihren Zusammenhang innerlich zu fühlen. Die Tragödie muß vorderhand also wohl unausgeführt bleiben."

Er kommt alsdann auf die Musik, welche er als junger Mann wieder aufgenommen, obwohl sie ihm in früher Jugend durch ungeschicktes Lehren verleidet worden war. Wohl von seiner Mutter her erwies er sich darin so begabt, daß er ohne Noten und sonstige Kenntnis auf dem Klavier phantasieren

und sich stundenlang musikalischem Genusse hingeben konnte. Musik war ihm Poesie ohne Worte. So schreibt er denn jetzt:

„Ein weiteres Abhaltungsmittel von poetischen Hervorbringungen in der letzten Zeit war auch das Studium der Musik und des Kontrapunktes. Ich hatte es um die Zeit, als der Streit wegen der Aufführung des Ottokar und mein Mißmut darüber am lebhaftesten war, begonnen, und zwar hauptsächlich um meine Gedanken von einem Gegenstande abzuziehen, der mich unaufhörlich marterte, und worüber das Sinnen und Aergern mich wohl gar krank zu machen drohte. Zugleich aber hatte ich immer eine große Neigung für dies Studium gehabt, und es drängte mich, die Grundlage einer Kunst kennen zu lernen, die in ihrer Wirkung auf mein Gemüt immer eine gewaltige Nebenbuhlerin der Poesie war. Das Mittel wirkte, ich ertrug die Kämpfe mit der Censur, die Angst der ersten Aufführung. Die Mißverständnisse und absichtliche Mißdeutung von seiten des Publikums und der Kritik ertrug ich noch eins so leicht, aber zugleich bemächtigte sich der Gedanke an jene Tonverhältnisse meines Innern so überwiegend, daß ich bald selbst im Traume nur Musik und Generalbaß trieb. Zwei Eigenschaften, die mir mitunter von großem Nutzen waren, aber mir noch öfter auch den empfindlichsten Schaden gebracht. Diese nämlich: daß in meinem Kopfe immer nur für e i n e n Gegenstand Raum ist, der alle übrigen verschlingt, und dann: daß ich etwas einmal mit festem Entschluß Begonnenes nur mit dem äußersten Widerstreben fahren lasse. Die erste Eigenschaft meines Wesens bewirkte, daß die Musik in mir bald das allein Herrschende war, die zweite, daß, obgleich ich den Schaden bald einsah, den dieses außerordentliche Studium mir brachte, ich mich doch nicht entschließen konnte, es aufzugeben, und immer hoffte, es in meine übrigen Beschäftigungen einschieben zu können, was aber nie gelang. Ja, aus Furcht, zu sehr davon ein-

genommen zu werden, fing ich an, es lauer zu treiben, und verlor so die Frucht von einem und dem andern.

„Auf eine so unsinnige Weise habe ich immer mit meinen Kräften und Anlagen hausgehalten, so wenig hat die Erfahrung immer Einfluß auf mich gehabt, und wie ein Knabe fange ich mit jedem Morgen ein neues Leben an, dessen Resultate dem folgenden Tage nicht zu gute kommen. Ein zuckendes Verlangen, in allen Fächern unterrichtet zu sein, Aeußeres und Inneres, Körperliches und Geistiges zu vereinen, läßt mich eine Menge Dinge unternehmen, die mich zersplittern und zerstreuen. Ich weiß es und fühle es lebhaft in den Momenten der Zerknirschung, aber ein durch was immer zeitweilig hervorgebrachtes Gefühl von Kraft und Präpotenz ist hinreichend, mich immer wieder von neuem in ähnliche Bestrebungen zu verwickeln. So habe ich Schwimmen, Fechten gelernt. Der Gedanke, körperlich schwach, kränklich zu sein, war mir unerträglich, und ich bedachte nicht, daß nur mein natürlicher vielleicht derjenige ist, in welchem ich allein imstande bin, als Dichter zu leisten, was ich sollte und auch könnte."

Zehn Tage später schreibt er: „Nach so langer Zeit wieder einmal die Feder zur Hand. Gethan nichts, gedacht nichts; fast hätte ich gesagt, noch weniger, denn wahrlich ich bin auf dem Punkte, etwas thun zu können, ohne zu denken. Die Fixierung der Gedanken ist mir in manchen Perioden eine so unsägliche Pein, daß ich mich um alles in der Welt nicht dazu entschließen kann. Ist es bloß Trägheit? Zum Teil gewiß. Ein Brief, den ich empfangen, macht mich unglücklich. Ich trage ihn acht Tage uneröffnet in der Tasche, ich lasse ihn von andern lesen, an Antwort ist nicht zu denken.

Schilt mich nicht arbeitsscheu und träge,
Weil ich zum Werke schwer mich rege;

Dem Manne gleich' ich ganz und gar,
Der Tonnen Goldes schuldig war;
Das Ganze konnt' er ab nicht tragen,
Was sollt' er sich um Groschen plagen!
Auch einen Jäger stell' ich vor,
Mit Kugeln lud er früh sein Rohr
Und geht hinaus durch's tauige Feld,
Dem Hirsche nach sein Trachten stellt.
Der Hase läuft, es fliegt das Huhn,
Er aber läßt die Büchse ruhn;
Stellt nicht den Hirsch sein gutes Glück,
Kehrt ohne Beut' er spät zurück,
Die andern alle schwer beladen.
Warum hat er nicht Schrot geladen?

Was je den Menschen schwer gefallen,
Eins ist das Bitterste von allen:
Vermissen, was schon unser war,
Den Kranz verlieren aus dem Haar,
Nachdem man sterben sich gesehn,
Mit seiner eignen Leiche gehn.

„Das vor allem Erforderliche wäre wohl, einen angeborenen Hang zur Unthätigkeit zu besiegen. Aber wie? Indem man sich zu regelmäßigen Arbeiten zwingt. Zu poetischen oder anderen Arbeiten? Im ersten Falle ist zu fürchten, daß die Poesie immer mehr in ein leeres Formenwerk ausartet, besonders aber das Gemüt daran endlich gar keinen Anteil nimmt, was ohnehin schon zu sehr stattfindet und überhaupt das eigentliche Grundgebrechen ist. Das absichtliche Vertiefen in nichtpoetische Arbeiten aber würde mich von der Poesie endlich ganz abziehen. — Ich liebe solche Arbeiten nur zu sehr, sie gewähren einen gewissen geschäftigen Müßiggang, der äußerst wohlthut und nicht fördert. Dies ist auch die Ursache, warum ich solche Arbeiten vielmehr ganz entfernt und mich dadurch zu zwingen versucht habe, Gedanken

und Neigung der Dichtkunst zuzuwenden. Lächerlich! Zwingen! Zur Dichtkunst zwingen! — Wohl! Aber thue ich's nicht, so laufe ich Gefahr, wie es schon einmal der Fall war, wieder sieben Jahre (von meinem 18. bis 25. Jahre) ohne die geringste poetische Thätigkeit zuzubringen. Ueberhaupt hat mich nur zu zwei dichterischen Leistungen eine eigentlich innere Nötigung gezogen. Zur Sappho nämlich und zur Medea. Bei beiden war es aber offenbar hauptsächlich die durch den Beifall der vorhergegangenen Stücke geweckte Begeisterung. Mein natürlicher Zustand ist ein mit Zerstreuung abwechselndes verworrenes Brüten. Am liebsten ohne Gegenstand mit hin und wieder aufzuckenden Gedankenblitzen. Hat sich aber auch ein Gegenstand dazu eingestellt, so waltet doch immer wieder die Lust vor, es mit ihm innerlich abzumachen. Sobald ich daher etwas nach außen hinstelle, wird es mir beinahe verhaßt, und ich mag nicht mehr daran denken, so widerlich ist mir die Unähnlichkeit des Ausgeführten mit dem Gedachten. Man glaube nicht, daß ich mir darin zu viel nachgesehen. Ich bin von jeher gegen diese Eigenheiten mit Erbitterung zu Felde gezogen, und vielleicht war es gerade dieses unausgesetzte Kämpfen, was meine innere Natur gestört und mir die Aeußerung noch schwieriger gemacht hat. Gewiß ist mein Gemüt dadurch verdüstert und meine Empfindung abgestumpft worden. Darin liegt gegenwärtig das Hauptübel. Mein Herz ist anteilnahmslos geworden. Mich interessiert kein Mensch, kein Genuß, kein Gedanke, kein Buch. Ich hätte vielleicht versucht, allem ein Ende zu machen, wenn ich es nicht unter diesen Umständen für feig hielte. Soviel aber ist gewiß, daß, wenn alle meine Bemühungen, mich ruhig und thätig zu machen, fruchtlos bleiben, ein unglücklicheres Dasein kaum gedacht werden kann."

6.

Ohne Einleitung, ohne Uebergang schreibt er im Mai 1826 über sein Liebesverhältnis mit Kathi entscheidende Worte.

Das Verhältnis dauerte schon fünf Jahre; Kathi, 1801 geboren, war jetzt 25 Jahre alt, und man wunderte sich, daß es zu keiner Ehe kam. Zank und Streit, welche häufig zwischen den beiden Liebesleuten herrschten, mußten für Erklärung hingenommen werden. Sie waren es aber doch nicht allein.

Es waren vier Schwestern Fröhlich, Anna, Barbara, Katharina, Josephine. Barbara war schon verheiratet und hieß Bogner, als Grillparzer bei den drei in Gemeinschaft wohnenden Schwestern Hausfreund wurde. Sie hatte einen Knaben, welcher oft bei den Tanten einkehrte und ein Liebling Grillparzers war. Sie selbst galt für die schönste und begabteste der vier Schwestern, ein excentrisches Naturell, welches sich überall hervorthat in künstlerischer Hervorbringung als Musikerin, wie als Malerin. Der Vater Fröhlich hatte lange Jahre in der Vorstadt Wieden ein Geschäft mit Ausschwefelung der Weinfässer getrieben und sich in die Stille zurückgezogen, als das Geschäft seine Einträglichkeit verlor. Die Mädchen waren auf eigenen Erwerb angewiesen, und den erreichten sie denn auch reichlich vermittelst ihrer vorzüglichen musikalischen Kenntnisse. Anna und Josephine gaben gut belohnten musikalischen Unterricht, nachdem Josephine die dramatische Laufbahn, welche sie glücklich begonnen, ja doch gern wieder aufgegeben hatte. Nur Katharina nahm nicht teil an diesem Erwerb. Sie war nach der Bogner die schönste, von edlem Wuchse, wohlgebildetem Antlitze, sprechenden dunkeln Augen und mit einem wohlklingenden Organe aus-

gerüstet. Die Absicht lag nahe, sie dem Schauspiele im Theater zu widmen. Frau Schröder riet dringend dazu, und Kathi war einverstanden. Grillparzer war dagegen, und es unterblieb. Es war ihm zuwider, seine Kathi dem wüsten Verkehr in der Coulissenwelt ausgesetzt zu sehen. Er hat auch nie Umgang gesucht mit Schauspielerinnen. Doppelt zuwider war es ihm, weil er höchst eifersüchtig war. Wenigstens zeigte dies ein Anfall, welchen er als ganz junger Mann erlitten. Als er nämlich sah, daß seine erwählte Schöne sich von einem Manne die Cour machen ließ, geriet er in ein heftiges Fieber, so daß er sich zu Bett legen und tagelang im Bette bleiben mußte. Eine Antonie, eine Jugendbekanntschaft, war seine erste Flamme. Dann verliebte er sich in eine Sängerin Teimer und schrieb das Gedicht „Cherubin“. Sie kannte ihn nicht und war entzückt über das Gedicht, das keinen Autornamen trug. Nach Jahren erst erfuhr er, daß sie erklärt hatte, diesem Dichter würde sie ihre Liebe schenken. Leider erfuhr er das zu spät.

Als seine nächste Liebe nach dem „Cherubin“ kommt der Name Therese in den nachgelassenen Papieren vor, aber ohne irgend eine nähere Angabe. Desto deutlicher sind die Angaben über sein Verhältnis zu Charlotten. Sie war die Frau eines Freundes von ihm, war bildschön und hat ihn sehr geliebt, wie die schon erwähnte Scene bestätigt, als sie auf dem Krankenbette lag. Die Tochter, welche sie geboren, wurde eine Tochter Grillparzers genannt, vielleicht nur mit demselben Rechte, wie in Karlsbad dem Goethe eine Tochter zugeteilt wird.

Er schildert selbst in herben Worten die Treulosigkeit seines Naturells in der Frauenliebe.

„So war es bei mir immer,“ schreibt er, „mit dem was andere Leute Liebe nennen. Von dem Augenblicke an, als der teilnehmende Gegenstand nicht mehr haarscharf in die

Umrisse passen wollte, die ich bei der ersten Annäherung voraussetzend gezogen hatte, warf ihn auch mein Gefühl als ein Fremdartiges so unwiderruflich aus, daß meine eigenen Bemühungen, mich nur in einiger Stellung zu halten, verlorene Mühe waren. Ich habe auf diese Art bei Weibern die Rolle des Betrügers gespielt, und ich hätte doch jederzeit mein Alles gegeben, wenn es mir möglich gewesen wäre, ihnen zu sein was sie wünschten. Ich habe auf diese Art das Unglück von drei Frauenzimmern von starkem Charakter gemacht. Zwei von ihnen sind bereits tot. Aber ich habe nie eine Neigung betrogen, die ich hervorgerufen hätte. Vielmehr näherte ich mich nie einem Weibe, das nicht vorher sich mir genähert. Damit kann ich mich trösten und damit, daß ich nie durch fremden Schmerz mein eigenes Wohlbefinden zu erkaufen gesucht habe, und auch nichts erkauft habe als eigenen, nur veränderten Schmerz.“

„Du verlangst von mir,“ schreibt er an Altmütter, „ich soll sie dir beschreiben, die ich liebe? Vor allem: die ich liebe, sagst du? Wollte Gott, ich könnte sagen ja! Wollte Gott, mein Wesen wäre fähig dieses rücksichtslosen Hingebens, dieses Selbstvergessens, dieses Anschließens, dieses Untergehens in einen geliebten Gegenstand! Aber — ich weiß nicht, soll ich es höchste Selbstheit nennen, wenn nicht noch schlimmer, oder ist es bloß die Folge eines unbegrenzten Strebens nach Kunst und was zur Kunst gehört, was mir alle andern Dinge aus dem Auge rückt, daß ich sie wohl auf Augenblicke ergreifen, nie aber lang festhalten kann. — Mit einem Worte: ich bin der Liebe nicht fähig. So sehr mich ein wertes Wesen anziehen mag, so steht doch immer noch etwas höher, und die Bewegungen dieses Etwas verschlingen alle andern so ganz, daß nach einem ‚Heute‘ voll der glühendsten Zärtlichkeit leicht — ohne Zwischenraum, ohne besondere Ursache — ein ‚Morgen‘ denk-

bar ist der fremdesten Kälte, des Vergessens, der Feindseligkeit möchte ich sagen. Ich glaube bemerkt zu haben, daß ich in der Geliebten nur das Bild liebe, das sich meine Phantasie von ihr gemacht hat, so daß mir das Wirkliche zu einem Kunstgebilde wird, das mich durch seine Uebereinstimmung mit meinen Gedanken entzückt, bei der kleinsten Abweichung aber nur um so heftiger zurückstößt. Kann man das Liebe nennen? Bedaure mich und sie, die es wahrlich verdiente, wahrhaft und um ihrer selbst willen geliebt zu werden.

„Das Bewußtsein dieser unglücklichen Eigenheit meines Wesens hat auch bewirkt, daß ich von jeher allen Verbindungen mit Weibern, zu denen mich übrigens mein Physisches ziemlich geneigt macht, nach Möglichkeit ausgewichen bin. Jedesmal aber, daß ich mich einließ, bestätigte sich jene traurige Erfahrung, was um so natürlicher ist, da ich mich gerade zu solchen am meisten oder vielmehr ausschließlich hingezogen fühle, die eigentlich am wenigsten für mich passen: zu denen nämlich von entschiedenen Charakterzügen, die meinem Hang zu psychologischer Forschung und dem stoffumbildenden Dichtersinne in der Idee die meiste Nahrung geben, auf der andern Seite aber durch ihr Sprödes und Abgeschlossenes im Wirklichen jedes Zusammenschmelzen nur noch unmöglicher machen.

„So ging es auch hier. Ich hatte das Mädchen — laß mich sie Lucia nennen —, deren beide ältesten Schwestern mir durch ihren geistvollen Gesang schon lange interessant geworden waren, in den musikalischen Versammlungen, denen sie mit jenen beizuwohnen pflegte, nicht gesehen oder nicht bemerkt, wohl aber vernommen von ihrer außerordentlichen Darstellungsgabe, die sie auf Privatbühnen zeige, so wie ich öfter einen in Jahren ziemlich vorgerückten Mann aus meinen Bekannten mit einer ins Lächerliche gezogenen Leidenschaft für die kaum Neunzehnjährige aufziehen hören mußte. Weder der letztere Beweis, noch — bei meiner Abneigung gegen das

Schauspielerwesen — der erstere waren geeignet, mich auf eine nähere Bekanntschaft besonders begierig zu machen. Endlich bei einem Abendkonzerte erfahre ich durch das spöttische Hinweisen, mit welchem einige Spaßvögel hinter dem Rücken eines Frauenzimmers den erwähnten ältlichen Liebhaber ihr näher zu bringen versuchen, daß diese die vierte jener drei andern sei, die eben durch Ausführung eines schwierigen Gesangstückes rauschenden Beifall einernteten. Das Mädchen stand auf und ging zu ihnen, denen sie ihre Freude über den eben beendeten Gesang bezeigte. Auch ich ging hin in gleicher Absicht. Einer der Anwesenden stellte mir die vier Schwestern vor mit dem Ausdrucke: Vier Ihrer wärmsten Verehrerinnen! Wer wäre das nicht! rief lebhaft die eben hinzugetretene Nichtsängerin. Lautes Lob, Lob in meinem Beisein hat mich nie erfreut, ich achtete daher nicht viel auf die Lobrednerin, und auch als ich sie während des darauf folgenden ziemlich gleichgültigen Gesprächs einigemal ansah, fand ich durchaus nichts, was mir irgend anziehend geworden wäre. So ging es auch den ganzen übrigen Abend, an dem ich mich mit einer ziemlich geistesarmen, aber außerordentlich schönen Frau unterhielt, die mich gerade damals etwas interessierte. So oft ich meiner Lobrednerin zufällig nahe kam, fiel mir an ihr sowie an ihren Schwestern ein gewisses, beinahe demütiges, einen Unterschied zwischen sich und der Gesellschaft setzendes Betragen auf, dessen Ursache sich mir bald erklärte. Ich erfuhr, daß Vater und Mutter der guten Kinder sehr arm und die älteste von ihnen Musiklehrerin im Hause des Festgebenden sei."

Wehe dem Mädchen, möchte man wohl nach den obigen Bekenntnissen sagen, welches diesen Mann liebt und wieder geliebt zu sein glaubt! Solch ein Naturell ist für die Ehe nicht bestimmt.

Wenn Katharina Grillparzers Naturell gekannt hätte,

würde sie ihm entgegen gekommen sein? Am Ende doch. Liebe ist ja unwiderstehlich und traut sich alles zu, auch die Aenderung eines Mannes. Nun, sie kam ihm entgegen, als er sich in ihrem Hause einstellte. Sie liebte ihn, hat ihn, den Wankelmütigen, immer warm geliebt. Wunderlich genug, der Charakter dieses Liebesverhältnisses, welches ein halbes Menschenleben dauerte und doch zu keiner Ehe führte, ist der Welt unklar geblieben, obwohl ein Gedicht Grillparzers gedruckt vorliegt, welches jeden hätte belehren können. „Jugenderinnerungen im Grünen“ ist der Titel, Numero 15 unter den Tristia ex Ponto.

Im Glutumfassen stürzten wir zusammen,
Ein jeder Schlag gab Funken und gab Licht;
Doch unzerstörbar fanden uns die Flammen,
Wir glühten, aber ach, wir schmolzen nicht.
Denn Hälften kann man aneinander passen,
Ich war ein Ganzes, und auch sie war ganz;
Sie wollte gern ihr tiefstes Wesen lassen,
Doch allzufest geschlungen war der Kranz.
So standen beide, suchten sich zu einen,
Das andre aufzunehmen ganz in sich,
Doch all umsonst, trotz Ringen, Stürmen, Weinen,
Sie blieb ein Weib, und ich war immer ich!
Ja, bis zum Grimme ward erhöht das Mühen,
Gesucht im Einzeln, was am Ganzen lag,
Kein Fehler ward, kein Wort ward mehr verziehen,
Und neues Quälen brachte jeder Tag.
Da ward ich hart. Im ew'gen Spiel der Winde,
Im Wettersturm, wo Sonne nie durchblickt,
Umzog das stärk're Bäumchen sich mit Rinde,
Das schwäch're neigte sich und ward zerknickt.

Ist da noch ein Zweifel möglich? Und wäre er möglich, so löst ihn — traurig genug! — das oben angekündigte entscheidende Wort Grillparzers. Es lautet: „Am Ende war es doch mein grillenhaft beobachteter Vorsatz, das Mädchen nicht

zu genießen, was mich in diesen kläglichen Zustand versetzt hat. Grillenhaft beobachtet, sage ich, denn es war kein eigentlich tugendhafter Entschluß, er war erzeugt durch ein vielleicht bloß ästhetisches, künstlerisches Wohlgefallen an des Mädchens Reinheit, was mich zurückhielt, das zu thun, wozu alle Gefühle und Gedanken mich beinahe unwiderstehlich hintrieben. So kämpfte ich mich ab gegen die fast immerwährende Aufregung, und der schwüle Odem, der aus meinem Wesen auf die Unschuldsvolle hinüberging, setzte auch sie, unbewußt, in Bewegung, und brachte endlich bei ihr alle Wirkungen der unbefriedigten Geschlechtstriebe hervor. Sie ward argwöhnisch, heftig, zänkisch sogar, und so ward dieses Verhältnis nun auch in seinen geistigen Bestandteilen gestört, die es so fabelhaft schön gemacht hatten.

„Meine Phantasie kann sich übrigens von jener Niederlage noch immer nicht erholen. Es ist, als ob mir die Darstellung aller innigen Gefühle unmöglich geworden wäre, nachdem ich ein selbstempfundenes, so überschönes in Kälte und Gemeinheit übergehen gesehen hatte.“

Ehe dies in so trostloser Klarheit hervorgetreten, war doch einmal — nach längerer Bekanntschaft — der Abschluß einer Ehe im Werke. Um die Zeit, als Grillparzer aus Jamnitz, dem Landgute Stadions, nach Wien zurückkehrte. Er hatte schon eine Wohnung gemietet und Hausrat angeschafft, die Hochzeit sollte gefeiert werden. Da brach wieder einmal, wahrscheinlich wegen der Wohnung und Einrichtung, ein heftiger Zank zwischen den Brautleuten aus, und die Heirat unterblieb.

„Das Mädchen ist durch Liebe und Achtung lenksam bis zur Willenlosigkeit, aber gleich darauf wieder die größte Rechthaberin von der Welt, und, so lange die Aufregung dauert, nicht imstande, zu schweigen oder den Streit liegen zu lassen, wenn es auch alles gälte, was zu erhalten sie sonst das

Uebermenschliche thut und duldet. Warum mußte dieses Wesen in meine Hände geraten, oder je darauf verfallen, sich gleich auf gleich mir gegenüber zu stellen!"

Aus ihrer Heftigkeit erklärt sich wohl der gänzliche Bruch des Verhältnisses, welcher einmal plötzlich eintrat. Das Unglück wollte, daß Kathi von einer Galerie des Burgtheaters aus die Augenzeugin eines freundlichen Zusammentreffens ihres Bräutigams mit Charlotte v. P. sein mußte, von der ihr bekannt war, in welch intimem Verhältnisse sie mit Grillparzer gestanden hatte. Die Ausbrüche ihrer leidenschaftlichen Eifersucht, denen sie sich bei diesem Anlasse überließ, müssen nach Berichten der Schwestern ungeheuerlich gewesen sein, und Grillparzer erklärte denn, daß er eine dauernde Verbindung mit ihr für unmöglich halte. Er ging von dannen, und Kathi verfiel in eine schwere Krankheit.

Der Bruch war also geschehen, und als die Kranke nach langer Zeit der Genesung entgegen ging, schien sie selbst es zu begreifen, daß zwischen ihnen von Heirat nicht mehr die Rede sein könne. Aber den Geliebten gänzlich zu verlieren, schien ihr ebenfalls unmöglich, und in ihrer Umgebung wurde die Meinung nur allzu bestimmt ausgesprochen, daß eine gänzliche Trennung der Tod des Mädchens sein würde. Man war geneigt, anzunehmen, daß ja noch immer ein freundschaftliches Verhältnis fortgeschleppt werden könne, und im weiten Hintergrunde sah man nur allzu gern eine Ausgleichung zwischen den beiden nur allzu reizbaren Naturen, und zuletzt mit Gottes Hilfe dennoch ein glückliches Ehepaar.

Die Schwestern unterrichteten Grillparzer von der Lebensgefahr Kathis, und so stand er vor der schon erwähnten Frage: Schwäche oder Grausamkeit?

Er schauderte zurück vor dem Gedanken, die in seinem Geiste so hoch stehende Geliebte tödlich zu verletzen, und die in seinem Herzen noch immer bestehende Neigung trug dazu

bei, dem Andringen der Schwestern nachzugeben und sich auf einen für beide Teile gleich unpassenden Mittelweg verlocken zu lassen, auf dem er, ohne die Geliebte zu beglücken, selbst keine Beglückung finden konnte.

Eine Notiz im Nachlasse sagt alles: „Mittags bei Fröhlich. Es erwachte, wie jedesmal nach jeder Versöhnung, eine Art Verlangen in mir. Ich nahm sie auf den Schoß und liebkoste ihr, das erste Mal nach langer Zeit. Aber die Empfindung ist erloschen. Ich möchte sie gar zu gern wieder anfachen, aber es geht nicht."

„Für den Wert des Menschen (Weibes)," schreibt er ferner, „ist die Güte des Charakters allerdings das Höchste, aber für das Zusammenleben, namentlich das nähere und nächste, ist Humor und Temperament beinahe noch wichtiger."

Er hielt Kathi für besonders geeignet, einen Mann zu beglücken, welcher ermüdet von anstrengendem Tagesgeschäfte abends heimkehre, aber nicht für sich, welcher seine Tage in dichterischer Aufregung verlebe und des Abends ruhige Erholung brauche. Uebrigens ist bei all den Wirrnissen eine warme Neigung für Kathi immer vorhanden geblieben, und gerade deshalb war diese Zeit so verheerend für ihn, er litt bitterlich unter diesem Zwiespalt und entschloß sich notgedrungen zu einer Reise.

7.

Dies war die Reise zu Goethe 1826. Sie führte über Dresden und Berlin nach Weimar, und die Selbstbiographie bringt eine ausführliche Beschreibung. Dieselbe Beschreibung findet sich im Nachlasse vor, aber sie enthält doch einige Abweichungen von der Selbstbiographie. Namentlich äußert der

Dichter sich — gegen Gewohnheit — über die Berliner und Preußen überraschend günstig. „Die Menschen," schreibt er in Berlin, „habe ich hier angenehmer gefunden, als ich mir sie vorgestellt. Ein hoher Grad von Gutmütigkeit ist ja hier nicht seltener als in Wien. Nur die Art, sich anzukündigen und daher auch zu erkennen, ist verschieden. Der Oesterreicher erscheint im Auslande leicht ein Tölpel, der Preuße ein Großsprecher; zu Hause sind sie beide etwas anders, wenn sie gleich beide einen kleinen Beigeschmack davon behalten mögen. — Die Unterhaltung ist hier ungleich geistreicher als bei uns, selbst wenn sie nicht glänzen will. Eine Tischgesellschaft, die, nachdem sie eine feine Anzahl Rheinweinflaschen überwunden, an ein Gespräch über die moralische Natur des Menschen überginge, wie dies bei Marchand der Fall war, gibt es in Wien nicht."

Auch die preußische Regierung, ja das öde Polizeiregiment unter Friedrich Wilhelm III. lobt er im Hinblick auf Oesterreich. Denn die Wissenschaften seien frei.

Es war ihm natürlich interessant, zu erfahren, wie die litterarischen Stimmführer über ihn dächten, und die freundliche Aufnahme, welche er bei litterarischen Notabilitäten in Berlin und später in Weimar fand, hätte ihn darüber täuschen können. In der That aber dachten die Stimmführer geringschätzig von ihm. Diese Stimmführer waren die Führer der romantischen Schule, welche zum Aerger Schillers und Goethes Litteratur „machen" wollten. Ihnen war Grillparzer, der in ihre Fächer nirgends paßte, unbequem. Sie ignorierten ihn deshalb völlig, und obwohl ihr Generalquartiermeister Ludwig Tieck ein ganzes Buch „Dramaturgische Blätter" herausgab, in welchen jeder Quark ästhetische Prüfung fand, erhielt Grillparzer doch nicht eine Zeile. Durch Abdruck eines Solgerschen Briefes kam die äußerste Geringschätzung Grillparzers zu Tage. Solger war der ästhetische Philosoph der

romantischen Schule, und Tieck gab Briefe von ihm heraus. Da kam denn ein Brief des jetzt total vergessenen Aesthetikers zum Vorschein, in welchem Solger erzählt, daß er eine Aufführung der Sappho habe über sich ergehen lassen müssen. „Ich muß dieser Fratze doch erwähnen," heißt es da, „weil sie und der Beifall, den sie findet, doch zu merkwürdig ist. Ich sah sie neulich mit meiner Frau. Wir dachten darüber zu lachen, es verging uns aber vor Langerweile. Es war die fünfte Vorstellung, das große Opernhaus gedrängt voll, und alles entzückt, kaum atmend vor Aufmerksamkeit und Bewunderung. Dieser Mensch hat es recht getroffen, die schlechten Neigungen der Jetztzeit in Beschlag zu nehmen, wie Kotzebue im Anfange die der seinigen. Die unselige Interessantigkeit, wie ich es zu nennen pflege, das ekelhafte Kokettieren mit Talenten und sogenanntem Geiste, der verruchte Hochmut darauf, der das Edle und Wahre in der menschlichen Natur besudelt — das sind die höchsten Ideen!"

Wir wissen alles besser — muß man hinzusetzen.

Goethe dagegen, die erste dichterische Instanz für Grillparzer, nahm den österreichischen Dichter bekanntlich sehr freundlich auf, auch die Notabilitäten Weimars feierten ihn lebhaft durch ein Bankett im Schießhause, welches von den sonst so stillen, sparsamen Leuten veranstaltet wurde. Es gab also doch noch eine andere litterarische Welt in Deutschland als die romantische. Goethe selbst schreibt an Zelter: „Grillparzer ist ein angenehmer, wohlgefälliger Mann; ein angeborenes poetisches Talent darf man ihm zuschreiben; wohin es langt und wie es ausreicht, will ich nicht sagen. Daß er in unserem freien Leben etwas gedrückt erschien, ist natürlich."

Da ist es nun doch interessant, um mit Solger zu sprechen, darüber aufs Reine zu kommen, wie viel Goethe damals von den Dichtungen Grillparzers gekannt habe. Er war durch den Hund des Aubry als Theaterdirektor gestürzt worden

und hielt sich grundsätzlich fern von jedem Theaterstücke, als die Ahnfrau auftrat. Er hat wohl weder sie, noch die Sappho, noch die Medea gelesen und nur durch seine Umgebung davon erfahren, besonders durch Zelters Briefe. In seinen Annalen 1817, 1818, 1819, in denen er die Gegenstände seiner Lektüre mit großer Ausführlichkeit aufzählt, werden Ahnfrau und Sappho mit keinem Worte erwähnt. Endlich vernehmen wir von ihm selbst (Goethes sämtliche Werke in 40 Bänden, XXVII, Seite 375), daß er sich seit 1820 alles Neueren enthalten habe mit Ausnahme von Werners Makkabäern und Houwalds Bild, die ihm von den Verfassern zugeschickt wurden, und die ihm „unerfreulich entgegentraten".

Und wie wurde er durch Zelter unterrichtet? Der stramme Musiker Zelter hat in Berlin die Ahnfrau gesehen und schreibt: „Elend und Jammer vom Anfange bis zum Ende. Die selige Ahnfrau ist von ihrem Manne auf Dilettantismus ertappt und erstochen worden, und nun gibt sich das Schicksal die Mühe, dies kleine F—ksal am ganzen darauffolgenden Geschlechte zu rächen. Alle Lebenden sind unschuldig und rein wie die Sonne, und der Teufel holt sie alle. Doch ist das Wesen lange nicht so ekelhaft wie der säuische 24. Februar, wo das Tier sein Junges frißt. Talent ist nicht zu verkennen, wiewohl es verloren geht: es fehlt an Licht, und wo das nicht ist, dank' ich für den Schatten."

In Frankfurt am Main sieht Zelter Sappho mit der Schröder. Er entdeckt in ihr — der einzige! — eine hübsche Frau, aber doch gar keine geborene Schauspielerin. Das Stück (Sappho) könne er nicht beurteilen. Es schwebe zwischen Griechischem und Modernem, ohne einen festen Grund zu finden, und alles könnte anders sein, ohne darum schlechter zu sein. Die Personen des Stücks seien zahm bis zur Grausamkeit gegen die Zuschauer.

Seine brave Freundin Madame Birch-Pfeiffer, welche er

als Schauspielerin über die Schröder stellt, hat ihn verleitet, Medea anzusehen, was ihr nicht zum zweitenmal gelingen soll. Er nennt das Stück mehr schlimm als schlecht. „Schauspieler und Zuschauer gingen davon wie gebissene Hunde.“ Das Pfefferrösel stellt er daneben hoch.

Zur Krönung des Geschmacks sagt der stramme Musiker noch über die Schillersche Elisabeth der Schröder das Allernachteiligste. Nach der Scene mit der Maria Stuart sei er denn auch fortgegangen und habe einen Rostbraten gegessen, welcher ihn „wieder versöhnt habe mit der Welt“.

So kam zu Goethe die Schilderung Grillparzers. Der alte Herr mochte wohl wissen, wie viel Zelters litterarische Kritik bedeute, und wir wissen aus Grillparzers Erzählung, wie liebevoll ihn Goethe aufgenommen. Daß Grillparzer der indirekten Einladung Goethes zu einem privaten Abendbesuche keine Folge gegeben, möchte man unverzeihlich nennen. Seine melancholische Schüchternheit fürchtet sich vor einer intimen Unterredung mit dem verehrten Dichter! Nie ist eine Schüchternheit widerwärtiger ins Leben getreten. Sie war eine rechte Quintessenz seiner gebrochenen Stimmung, welche ihn auf die Reise gejagt.

Ueber München kehrte er nach Wien zurück. Der Weg über den Thüringer Wald, wo man jetzt eine Eisenbahn baut, war eine Strapaze, als ob man die Alpen zu übersteigen hätte. Dennoch kehrte er einigermaßen gestärkt heim, ganz mit dem Gedanken beschäftigt, seine nächste dramatische Arbeit Goethe zu widmen. Der lang vorbereitete „Ein treuer Diener seines Herrn“ kam an die Reihe, dies Thema schien ihm aber doch nicht geeignet für den großen Dichter. Briefe pflegte er nicht zu schreiben, und so erhielt der Verkehr mit Goethe keinerlei Fortgang, was Grillparzer selbst bedauerte, aber seiner Rückhaltung gemäß doch nicht änderte.

„Ich habe dies Trauerspiel,“ schreibt er, „der Theater-

direktion übergeben. Der Theatersekretär Schreyvogel besteht darauf, daß ihm das Stück nicht gefalle. Ich halte viel auf des Mannes Urteil, und mein innerstes Gefühl gibt ihm recht. Aber mißfällt auch jetzt das Stück, so war es ja doch einmal anders. Als ich es schrieb — freilich kann das täuschen! Auch bin ich mir bewußt, am Plane geändert zu haben, und da kann leicht etwas Unübereinstimmendes in die Teile gekommen sein. Ich fühle meine Kraft versiegen. Mein Herz ist betrübt bis in den Tod." Dazu hat er einen Zusatz in griechischer Sprache geschrieben. Die Stärkung durch die Reise hielt also nicht lange vor.

Der Plan zum „treuen Diener" reicht, wie schon erwähnt, weit zurück.

Jetzt hatte er ihn doch vollendet, er war aufgeführt und mit großem Beifall aufgenommen worden.

Dieser erste einstimmige Beifall ist bei diesem Stück von besonderer Wichtigkeit. Das unbefangene Publikum hatte diese oft peinliche Schilderung eines pflichtgetreuen Mannes ohne Skrupel aufgenommen, die poetische Charakteristik eines getreuen Staatsdieners hatte ihre poetische Schuldigkeit gethan und vollständig angesprochen.

Die Vorwürfe, daß Bankban hündisch treu, daß er servil sei, kamen erst hinterher und ganz abseits vom Theaterpublikum, sie entstanden aus der politischen Parteiung, welche sich damals auszubreiten anfing und überall politische Maßstäbe anlegte.

Ich habe darauf die Probe gemacht: ich habe dreißig Jahre nach jener ersten Aufführung das Stück auf dem Burgtheater neu in Scene gesetzt, also in einer Zeit allgemeiner politischer Agitation, und — das Stück ist gerade so beifällig aufgenommen worden wie bei seiner ersten Aufführung.

Im poetischen Rahmen des Theaters wird einfach der

poetische Vorgang gewürdigt, wenn er in edler Form und unter der vollen Rüstung des Talentes auftritt.

Kaiser Franz scheint eine Ahnung gehabt zu haben, daß die Aufnahme des Stücks außerhalb des Theaters eine ganz andere sein, und daß man aus politischen Gründen die Pflichttreue des Palatins mißbilligen werde. Wenn dies aber einträte, dann würde der Gehorsam gegen den Regenten herabgesetzt, und es käme dann die monarchische Herrschaft überhaupt zu Schaden. Er gab also dem Polizeiminister einen ganz ungewöhnlichen Auftrag. Dieser ließ Grillparzer rufen und teilte ihm mit, daß dies Stück dem Kaiser außerordentlich gefallen habe, und daß er es deshalb ganz allein zu besitzen wünsche. — Allein? Was bedeutet das? — Es bedeutet, daß der Kaiser das Manuskript für seine Privatbibliothek begehre, und daß weder Abschrift noch Abdruck anderswohin gelange. Der Dichter möge getrost seine Honorarforderung stellen, es werde ihm auch die höchste ausgezahlt werden.

Grillparzer ging darauf nicht ein und erläuterte seine Ablehnung in einer schriftlichen Eingabe. Darauf erfolgte kein weiterer Schritt des Polizeiministers, und die Sache schlief ein. Man führte das Stück unter längeren Zwischenräumen noch einigemale auf, und dann ließ man es vom Repertoire verschwinden.

Rätselhaft bleibt es, daß Grillparzer in einem Tagebuche ausdrücklich sagt, der Minister habe die Entschädigungssumme nicht zu hoch gefunden. Der Dichter hätte also doch eine angegeben, und doch ist der Handel nicht zustande gekommen. Wahrscheinlich hat der Minister eine hohe Summe genannt und nicht zu hoch gefunden. Grillparzer aber hat trotzdem abgelehnt.

„Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet!" konnte jetzt Grillparzer mit vollem Rechte sagen. Seine hypochondrische Stimmung brauchte da gar nicht mitzusprechen. Ueberall fand er Schwierigkeiten, überall stieß er auf Miß-

verstand und Undank. Die Verherrlichung des Hauses Habsburg im Ottokar wurde für nichts erachtet, die Schilderung eines getreuen Staatsmannes im „treuen Diener" wurde verdächtigt, und bald darauf brachte ihm ein einfaches Gedicht Anklage und Strafe zuwege. Es betraf die Genesung des Kronprinzen. Grillparzer hatte die Herzensgüte desselben hervorgehoben, ganz besonders hervorgehoben und die geistigen Eigenschaften keineswegs bezweifelt, aber deren Entwickelung der Zukunft überlassen. Also, schrie man, ein Schwachkopf! Der Abdruck wurde von der Censur verboten, aber hundert Abschriften mit aufreizenden Gedankenstrichen, mit — wurden verbreitet. Ein Censor Rupprecht hatte einen Gassenhauer daraus gemacht. Der Kronprinz wie der ganze Hof waren entrüstet, und die Gehaltserhöhung, um welche Grillparzer eben eingekommen war, wurde abgeschlagen.

Was thun? was lassen? Diese Fragen gehen jetzt durch seine Tagebücher. „Wer mir," heißt es da einmal, „die Vernachlässigung meines Talentes zum Vorwurf macht, der sollte vorher bedenken, wie in dem ewigen Kampfe mit Dummheit und Schlechtigkeit endlich der Geist ermattet. Wie, um nicht immerfort verletzt zu werden, endlich kein Mittel übrig bleibt, als sich unempfindlich zu machen, wie kein Aufschwung möglich ist, wenn man bei jeder Flügelbewegung an den Plafond der Censur anstößt, und die Arbeit aufhört ein Vergnügen zu sein, die Quelle tausendfältiger Unannehmlichkeiten wird."

Er ging jetzt zu Kathi und ihren Schwestern fleißiger, je gedrückter er sich fühlte. Sein Zaubermittel Musik sollte ihn trösten. Er spielte da Klavier, er sang. Sang? Ja, er hatte eine hübsche Stimme und sang damals mit Vorliebe. Natürlich machte er sich auch daraus einen Vorwurf.

Um diese Zeit (1828) starb Beethoven, welchen er hoch verehrte, und mit welchem er besonders wegen eines Opern-

textes verkehrte. Er hat ihn auch geschrieben und spricht wunderlicherweise wie von einer Arbeit, welche ein großes Honorar eintragen müßte. Melusine heißt er, und Beethoven hat ihn trotz steter Versicherungen nicht komponiert. Er ist dann an Konradin Kreutzer übergegangen, und man legt ihm keinen besonderen Wert bei. Das kam vielleicht daher, daß Grillparzer es in den Opern nicht liebte, wenn die Textesworte sich vordrängten. Musik sei die Hauptsache, nicht das Wort. Grillparzer war der blanke Gegensatz zu Richard Wagner. Aber er war so sehr Musiker, daß es wohl der Mühe lohnt, einen Kenner über sein Musikleben gründlich sprechen zu hören. Eduard Hanslick, unser klassischer Musikhistoriker und Kritiker, hat dies gethan. Er spricht wie folgt:

„Es gibt keinen zweiten großen Dichter, der sich so liebevoll und ernstlich mit der Musik befaßt, so tiefe Blicke in ihr Wesen gethan hätte wie Grillparzer. — Ich weiß keinen Poeten, der eine solche Fülle tiefer und eigentümlicher Gedanken über Musik und musikalische Kunstwerke aus seinem Innersten geschöpft und mit solcher Klarheit ausgesprochen hätte. — Ernst, wie er alles getrieben hat, trieb er auch die Musik. — Er genießt die Musik streng musikalisch und will ihr Gebiet rein gehalten wissen von poetischer Gleichnis- und Auslegekunst. — Fräulein Kathi Fröhlich zeigte mir drei Stücke von Grillparzers Komposition, von ihm mit feiner deutlicher Notenschrift aufgesetzt. — Für Grillparzers musikalische Bildung und edles musikalisches Bedürfnis sprechen diese Kompositionen. Ihre schlichte Korrektheit beweist, daß der große Dichter die Musik nicht bloß begeistert anzusingen, sondern sie selbst künstlerisch zu handhaben wußte. Seine Aussprüche über Musik gewinnen uns dadurch an Bedeutung. — Wer nichts anderes von Grillparzer kennte als die unsäglich rührende Erzählung „Der arme Spielmann“, dies Meisterstück in der Kunst anscheinend kunstlosen Erzählens,

der weiß, daß er es mit einem großen Dichter zu thun hat. Aber nur ein großer Dichter, der zugleich in die Tiefen des musikalischen Geheimnislebens eindrang und sich darin sicher wie zu Hause fühlt, konnte den alten Geiger verstehen und ihn so schildern, daß wir nicht bloß seine rührende Gestalt zu schauen, sondern sein Spiel zu hören glauben."

„Von den großen Wiener Tondichtern," fährt Hanslick fort, „haben Beethoven und Schubert mit Grillparzer verkehrt. Die Individualität Schuberts hat der Dichter in einem kurzen Gedichte zu zeichnen versucht, das zwar die Bedeutung Schuberts nicht entfernt erschöpft, aber doch zwei charakteristische Züge: die gesunde Originalität seines Talentes und seine um Lob und Tadel unbekümmerte Behaglichkeit geistvoll auffängt:

Schubert heiß' ich, Schubert bin ich,
Und als solchen geb' ich mich.

Sonst findet sich auffallenderweise nichts von Grillparzer über Schubert. Um so mehr hat er in einem eigenen Aufsatze und erzählend in der Selbstbiographie über Beethoven gesagt. Er fürchtete während der letzten Lebensjahre Beethovens von seiner gedrückten Stimmung, die sich zu musikalischem Ungestüm aufraffte, daß er weiter und weiter und zu weit gehen könnte in der Steigerung seiner Kompositionen, sagt aber doch geradeaus, daß er ihn eigentlich geliebt. In dem kurzen Gedichte „Wanderscenen" schildert er ihn treffend als einen kühnen Mann, der einsam durchs Dickicht dringt, einen Strom durchschwimmt, Abgründe überspringt — als Sieger steht er am Ziel, nur hat er keinen Weg gebahnt; der Mann mich an Beethoven mahnt."

Einige Zeit nach seiner Rückkehr von Weimar mußte Grillparzer von Schindler, dem Freunde Beethovens, erfahren, daß Beethovens Krankheit zum Tode neige, und daß man von Grillparzer eine Grabrede wünsche. Erschrocken ging dieser

sogleich an die Abfassung derselben, er war aber kaum mit der Hälfte fertig, da brachte Schindler — es war der 24. März 1827 — die Todesnachricht. „Da that es einen tiefen Fall in meinem Innern," sagt Grillparzer, „die Thränen stürzten mir aus den Augen, und wie es mir auch bei sonstigen Arbeiten ging, wenn wirkliche Rührung mich übermannte, ich habe die Rede nicht in jener Prägnanz vollenden können, in der sie begonnen war."

Der Burgschauspieler Anschütz sprach diese von persönlichem Anteile durchzitterte Grabrede auf dem Währinger Kirchhofe, wo man über vierzig Jahre später auch Grillparzer begraben hat, zu tiefer Wirkung.

Auch als später bei Heiligenstadt, wo Beethoven zuletzt gewohnt hat, ein Denkmal errichtet wurde, fand sich Grillparzer ein, um seine Verehrung auszudrücken in schweren Worten.

Bei alledem blieb Mozart das musikalische Ideal Grillparzers. Es finden sich auf einem Zettel folgende Worte über Mozart: „Mittags ein paar Konzerte Mozarts gespielt. Wunderschöne, heitere, klare, melodienreiche Musik, obwohl nicht frei von Gemeinplätzen, aber auch diese mit graziöser Wendung." Das schöne Maß dieses glücklichen Tondichters hat ihn immer und immer begeistert. Als 1842 in Salzburg das Mozartdenkmal enthüllt wurde, schrieb er in einem Gedichte den Vers:

Nennt ihr ihn groß? Er war es durch die Grenze:
Was er gethan, und was er sich versagt,
Wiegt gleich schwer in der Schale seines Ruhms.
Weil er nie mehr gewollt, als Menschen sollen,
Tönt auch ein Muß aus allem, was er schuf,
Und lieber schien er kleiner, als er war,
Als sich zum Ungetüme anzuschwellen.
Das Reich der Kunst ist eine zweite Welt,
Doch wesenhaft und wirklich, wie die erste,
Und alles Wirkliche gehorcht dem Maß.
Des seid gedenk, und mahne dieser Tag
Die Zeit, die Größres will und Kleinres nur vermag.

———

8.

Endlich kommen doch wieder dramatische Pläne in Frage. Beim Frühstücke liest er Griechisch und Lope de Vega, der ihn ungemein unterhält. Dann geht er an begonnene Stücke. Zunächst an Hero und Leander, und zwar an den vierten Akt. „Vergebens!" — schreibt er — „die Gemütslage Heros, die mir so deutlich war, als ich sie niederschrieb, ist mir nun verschlossen." Den Tag darauf (19. Februar 1829): „Tiefer, langer Schlaf, mit schwerem Kopf aufgestanden. Wenig in der Odyssee gelesen. Ebensowenig kam Lope de Vega zu teil. Hero und Leander unklar. Zu dem Brouillon von ‚Traum ein Leben' gegriffen. Besseres Glück. Das Vorhandene hat mich mehr befriedigt als sonst. Einiges im dritten Akte schicklich verändert. Der letzte Akt hat sich noch nicht aufgethan. Uebles Zeichen. Wenn eine Arbeit gelingen soll, muß sie mir gleich von vornherein mit der bestimmtesten Notwendigkeit dastehen."

Zwei Tage später: „Hero und Leander will sich aufhellen, wenn der Schimmer nicht bloß vorübergehend ist. Werde den Gedanken der Aufführung wieder ertragen können. Mehreres berichtigt und verbessert. Der zu theatralische Schluß ist aber schon so mit dem Ganzen verwachsen, daß er sich nicht mehr nach der ursprünglichen Idee wird herstellen lassen. Ich rechne auf die große Bildlichkeit des Stücks."

In den nächsten Tagen folgt ein Besuch beim Maler Daffinger, oder richtiger bei dessen schöner Frau, dem sogenannten „Kinde". Er nennt sie „wunderschön". „Habe mich aber doch gelangweilt" — setzt er hinzu. Die erste Liebesperiode mit dieser Frau scheint ungemein reizend gewesen zu sein. „Auch sie," schreibt er, „hat mich vielleicht damals ge-

liebt. Durch mein brüskes Benehmen scheint sie von ihrer früheren Neigung ziemlich zurückgekommen." Er selbst wiederholt, daß „eine gestörte Empfindung sich bei ihm nicht wieder einstellt".

So war ein Jahr vergangen seit der Trennung von ihr, da kommt Daffinger, der von jenem Verhältnis nichts gewußt hat, zu Grillparzer und bittet ihn um Hilfe gegen seine Frau. Was ist's? Er möge ihr den Kopf zurechtsetzen, sie habe einen Liebhaber. Vor einem Jahre war er noch selbst dieser Liebhaber gewesen, und es war ihm schwer aufs Herz gefallen, von dem reizenden „Kinde" scheiden zu müssen. „Es war eben," sagt er, „die Trennung von dem letzten wohlthuenden Lebensgefühle." Jetzt war er gleichgültig und setzte wirklich der Frau den Kopf zurecht, las aber auch dem Manne ein Kapitel, kurz, versöhnte das Ehepaar und ging von dannen wie ein salbungsvoller Biedermann in der Komödie.

Er deutet einmal auf eine Ladung vor Gericht im Zusammenhange mit Daffinger. Aber es findet sich nirgends eine nähere Erklärung.

Am Tage nach jener Familienscene schreibt er: „Beschlossen, mit Hero und Leander kurzweg einen Abschluß zu machen."

Das geschieht, er sagt aber dabei: „Dieser herrliche Stoff ist ohne die erforderliche Liebe ausgeführt worden."

Statt das Stück nach der Heldin „Hero" zu benennen, gab er ihm, um das Romantische im griechischen Leben anzudeuten, den manierierten Titel „Des Meeres und der Liebe Wellen", und es wurde am 5. April im Burgtheater aufgeführt.

Die drei ersten Akte machten großes Glück, die zwei letzten fielen ab. Es verschwand rasch vom Repertoire. Zwanzig Jahre später setzte ich es mit Frau Bayer-Bürck als Hero neuerdings in Scene und gewann einen außerordentlich

günstigen Erfolg, so daß es seit dieser Zeit eines der beliebtesten Repertoirestücke geworden ist.

Kam das von anderer Inscenesetzung? Kam es von der günstigen Darstellung der Hero? Oder kam es daher, daß die Schätzung Grillparzers in diesen zwanzig Jahren sehr hoch gestiegen war, und das Publikum dem Dichter eine Genugthuung für angethane Unbill bei „Weh dem, der lügt" darbringen wollte? All das zusammen wohl kam jetzt dem Stücke zu statten. Die erste Darstellerin der Hero, Fräulein Gley, die spätere Frau Rettich, besaß gerade die Eigenschaften nicht, welche für die Hero unentbehrlich sind: Schönheit im allgemeinen, namentlich Grazie griechischen Wesens und gefällige Hingebung an das erwachende Sinnenleben, welches ja die Entwickelung Heros bezeichnet. Das alles fehlte der äußerst verständigen Frau Rettich, und das alles besaß Frau Bayer-Bürck.

„Hero und Leander" — so nannte er das Stück in seinem Tagebuche — „hat nicht gefallen. Die ersten drei Akte wütend applaudiert, die letzten zwei ohne Anteil vorübergegangen. Traurig, daß die Stimme des Publikums mit meinen eigenen Zweifeln so sehr zusammentrifft. Der fünfte Akt ist zwar leider nur zu wirksam, zu theatralisch (weshalb ich ihn auch immer ändern wollte), er litt aber offenbar unter der Wirkungslosigkeit des vierten Aktes, denn auf ein einmal zerstreutes Publikum wirkt nichts mehr. Sonderbar! Diesen vierten Akt schrieb ich gerade mit der meisten Innigkeit, dem nächsten Einleben, und er schien mir vom ersten Augenblicke sehr gelungen, aber schon bei der zweiten Ueberarbeitung, ein Jahr später, konnte ich mich selbst nicht mehr darein finden. Das Ganze ist offenbar mit zu wenig Folge, abgerissen und mehr mit einer allgemeinen als mit einer besonderen, mit einer Stoffbegeisterung geschrieben. Mehr Skizze als Bild. Wenn die Lösung gelang, war der Gewinn groß für die Poesie.

Sie gelang nicht. Und doch! und doch! Wenn ich durch ein paar noch folgende gelungene Leistungen mich in der Zahl der bleibenden Dichter erhalten kann, möchte leicht eine Zeit kommen, wo man den Wert des wenn auch nur halb Erreichten in diesem vierten Akte einsehen dürfte."

Diese Zeit ist für das ganze Stück gekommen, aber für den vierten Akt nicht. Grillparzer schätzt ihn hoch wegen seiner psychologischen Wahrheit, übersieht aber, daß ihm die dramatische Wirkung fehlt. Sonderbar! Er ist sonst ein Meister der dramatischen und theatralischen Technik, und doch bleibt es ihm hier verborgen, daß dieser Akt auf ein langsames Abwarten gestellt ist. Das lähmt auf der Bühne immer und ist gerade in einem vierten Akte schädlich, denn so nahe dem Schlusse des Stücks ist dramatischer Vorgang doppelt erforderlich.

Ich selbst habe bei der Inscenesetzung immer eingesehen, daß die wiederholte Zögerung Heros die Langeweile mit sich bringt. Sie will nicht gehen, weil sie müde ist und den Abend beim Turme erwarten will, und sie kommt mit demselben Gedanken „Ist's noch nicht Abend?" wieder. Wenn man das Fortgehen ganz wegläßt (die ganze erste Scene des vierten Aktes), so erhält man bei ihrem Kommen ihre Gedanken und ihre Stimmung hinreichend durch das, was sie sagt und thut, und es ist durch Ausfall der ersten langen Scene ungemein viel gewonnen für den Anteil des Publikums, indem das Verschwinden der Langenweile erreicht ist.

Uebrigens ist dies Stück immer auf ein gutes, um nicht zu sagen auf ein feines Publikum angewiesen. Doch nein! Gut und fein sind nicht die richtigen Bezeichnungen. Ein naives Publikum ist erforderlich für diese Hero. Naiv in dem Sinne, daß eine unbefangene Hingebung an den Stoff durch keinerlei Bedenken nebensächlicher Art gestört ist, und daß man sich den Stimmungen, welche das Stück mit sich bringt,

ohne Vorurteil hingibt. In dieser Hero zeigt die Aufnahme einer Stelle den Unterschied zwischen einem naiven Publikum und einem Publikum, welches nur äußerlich teilnimmt, die Stimmung des Stücks aber nicht erkennt. Wenn Hero auf Leanders Liebesbitte plötzlich und unerwartet sagt: „Komm morgen!“ da lacht auch das naive Publikum, aber es lacht mäßig, freudig überrascht, durchdrungen von wohlwollender Teilnahme für das Liebespaar. Das nicht naive Publikum, die schöne Stimmung der Scene durch Nebengedanken verletzend, lacht roh auf, es lacht aus.

So wurde das Stück in Deutschland vielfach aufgenommen und zerstört. Noch 1856 sagt ein Kritiker in München nach Aufführung des Stücks mit sichtlicher Befriedigung: „Ueberhaupt fand das Publikum bei diesem Trauerspiele für die reifere Jugend mehr Gelegenheit zu herzlichem Lachen als bei manchem Lustspiele.“

Grillparzer erwähnt in einem Tagebuche nebenher, daß die Stelle in der Liebesscene des dritten Aktes, wo Hero sagt: „Die Lampe darf's nicht sehn“, einem Vorfalle entnommen sei aus seiner Liebesaffaire mit Charlotte. Diese, ein wenig verstimmt, habe ihn entlassen, sei ihm aber plötzlich mit dem Lichte gefolgt, habe dasselbe auf den Fußboden gestellt und ihn dann herzlich umarmt.

Auffallend genug, der Mißerfolg der Hero scheint ihn nicht übermäßig verstimmt zu haben. Seine Gemütslage hat sich ersichtlich gebessert, und die Klagen im Tagebuche lassen nach. Er macht Fußtouren ins Gebirge, er geht wiederum nach Gastein. Dabei spricht er rätselhaft von einer Krankheit, die ihn peinige und von der niemand wisse.

Gastein befreit ihn davon, und seine satirische Ader macht Bemerkungen über den anwesenden Erzherzog Johann: „Wenn ich je meinen Rudolf II. ausführen sollte“ — der Bruderzwist war also damals schon in ihm vorhanden — „so wird

dieser Erzherzog Johann wohl darin als Erzherzog Matthias aufgenommen."

Wieder in Wien „bosselt" er von neuem an Libussa und zankt sich auch in dem freundschaftlichen Waffenstillstande des öfteren mit Kathi. Glücklicherweise kommt er doch wieder auf die Anlage eines Stücks zurück, welches ihn auch in verdrießlicher Stimmung freundlich angemutet hat, auf „Der Traum ein Leben".

Täglich las er immer noch beim Frühstück nach einem griechischen Autor ein Stück von Lope, und diese Teilnahme, welche ihm die buntesten Erfindungen des spanischen Fabulisten einflößten, brachte es wohl zuwege, daß ihm ein bunter Plan von Begebenheiten ansprechend entgegentrat. Und wie bedeutend hat er diesen bunten Plan ausgeführt! Einen österreichischen Faust hat man das Stück genannt. Die Reinigung und Besserung eines Menschen ist wirklich darin. Die frechen Wünsche Rustans sind in einem Traumleben verkörpert, führen im Traumleben zum Untergange und sinken zu Boden beim Erwachen, ja sinken nicht nur zu Boden, sondern führen zu der wundervollen Rede, welche auf der Bühne eine bezaubernde Wirkung macht:

Breit' es aus mit deinen Strahlen,
Senk' es tief in jede Brust:
Eines ist nur Glück hienieden,
Eins: des Innern stiller Frieden
Und die schuldbefreite Brust.
Und die Größe ist gefährlich,
Und der Ruhm ein leeres Spiel,
Was er gibt, sind nicht'ge Schatten,
Was er nimmt, es ist so viel.

Zufrieden mit seiner Arbeit trug Grillparzer sie zu Schreyvogel und erfuhr da zu seiner Ueberraschung, daß dieser Dramaturg nicht sonderlich erbaut war von dem Stücke,

sondern die glückliche Wirkung des Traumes ernstlich bezweifelte.

Diesmal machte dies keinen Eindruck auf Grillparzer, der in seiner Theaterphantasie einen festen Blick hatte und genau vorher wußte, was auf der Bühne Wirkung machte, und wie es sie machte. Er nahm das Manuskript ruhig mit nach Hause und meinte, es werde wohl seine Zeit finden, schrieb aber in seinem Tagebuche eine abfällige Bemerkung nieder über den kurzsichtigen Dramaturgen.

Das Stück fand denn auch seine Zeit, aber es fand Schreyvogel nicht mehr. Er war durch den Grafen Czernin aus dem Burgtheater, welches er geschaffen, vertrieben worden.

Am 4. Oktober 1834 wurde „Der Traum ein Leben" zum erstenmale aufgeführt und machte das größte Glück von dem Momente an, als das Publikum inne wurde, daß es einen Traum vor sich gehabt. Kein Stück Grillparzers ist so oft gegeben worden, jetzt schon (1883) über achtzigmal.

Getrost schreibt aber ein deutscher Kritiker: „Dies Stück eignet sich nicht für die Darstellung."

Dies erinnert an die Urteile von Gervinus, wenn er über die Darstellbarkeit Shakespearescher Stücke weissagt.

Grillparzer war in jener Zeit ersichtlich heiterer als bisher; er gibt auch die trüben Gedichte „Tristia ex Ponto" heraus, ein Zeichen, daß die Trübseligkeit hinter ihm liegt, und er denkt an eine neue Reise, an eine Reise nach Paris und London.

Die Gesamtausgabe seiner Werke bringt die genaue Schilderung seines Aufenthaltes in Paris und London. Eigentlich erscheint er hier als ein anderer Mensch, als ein freierer, obwohl er sich immer nach dem Sorgenloche Wien zurücksehnt. Er ist durchaus munter, und es macht einen erheiternden Eindruck, wenn er aus diplomatischen Gründen seinen Freund Börne eilig verläßt, um nicht unter die liberalen deutschen Flücht-

linge zu geraten. Die österreichische Gesandtschaft könnte das bemerken und ihm in Wien neuerdings böses Geschirr zuziehen. Börne aber, der schlimme Verfasser der „Briefe aus Paris", war von lange her sein Freund, wenigstens Freund aus der Ferne: er hatte seine Dramen, namentlich die Sappho mit enthusiastischem Lobe begrüßt.

Er besucht auch Heine, und der gefällt ihm sehr. Mit diesem war die Unterredung leichter, es brauchte keine Politik zu sein, der Dichter sprach zum Dichter, und einer erbaute sich an dem andern.

Als er nach Wien zurückkam, überfiel ihn sogleich wieder Not und Bedrängnis. Sein Bruder Karl hatte „Weib, Kinder und Amt verlassen, und die Amtskasse hatte sich leer befunden". In Wien klagte er sich eines Mordes an und zeigte alle Zeichen des Wahnsinns.

Man denkt an den Irrsinn der Mutter und an einen erblichen Familienzug der Ueberspanntheit, welcher bei unserem Franz als Inspiration auftrat und durch richtiges Maß eingedämmt wurde.

Von seinen Brüdern, und besonders von diesem Karl, ist er zeitlebens arg geplagt worden. Immer wieder kommen Geldforderungen an den mit Geld gar nicht gesegneten Dichter, und er mußte oft selbst Schulden machen, um den unordentlichen Bruder aus drängender Not zu befreien.

Im Aerger über ein Schicksal, das ihn ewig belastete, hatte er die oben erwähnte abfällige Bemerkung über Schreyvogel geschrieben, welche den alten Freund hart anläßt. „Dieser Theatersekretär," schreibt er, „hat mir zum Teil großen Schaden gebracht. Ich hatte niemand in meiner Umgebung, dessen Urteil über meine Arbeiten ich befragen konnte, als ihn. Er glaubte immer den Kritiker spielen zu müssen, und ich brauchte einen Aufmunterer. So kam ich aus dem Zug zu produzieren. Damals, als noch alles vor

Lust dazu in mir glühte! Und die äußeren lähmenden Verhältnisse gewannen die Oberhand über die gewaltsam zurückgehaltene Kraft. Kritik fand ich genug in meiner Hypochondrie, nebstdem daß ich auch die Sache besser verstand als er. Loben hätte man mich müssen, aneifern, die Grillen bekämpfen statt sie zu vermehren."

Ebenso im Aerger über die steten Hemmnisse in seiner Beamtenlaufbahn hatte er plötzlich diese Laufbahn aufgegeben, insofern sie noch einer Steigerung fähig war. Er hatte die Stelle eines Archivdirektors nachgesucht und erhalten. Von hier aus gab es kein Aufsteigen mehr in der Beamtenhierarchie. Eins nur wünschte er noch, die Direktorstelle in der Hofbibliothek. Sie wurde ihm abgeschlagen.

Seine Beamtenherrlichkeit hat sich entwickelt wie folgt: 1813 wird er Kanzleipraktikant bei der Zollgefällen-Administration; 1814 Conceptspraktikant daselbst; 1815 Conceptspraktikant bei der allgemeinen Hofkammer; 1821 als solcher im Finanzministerium; 1823 Hofconcipist im Finanzministerium, dem Ministerialbureau zugeteilt; 1832, Abschied nehmend von weiterer Beförderung, Direktor des Hofkammerarchivs.

Hier saß er denn in einem abgeschiedenen Raume, nachdem auch ein zweites Ansuchen auf die ihm wirklich gebührende oberste Stelle in der kaiserlichen Hofbibliothek abgeschlagen und dem jungen Regierungsrate Baron Münch (Friedrich Halm) im Wege der Protektion zugeteilt war, hier saß er denn, bis er sich 1856 pensionieren ließ.

Dieses Archiv ist ein Seitentrakt neben der Staatskanzlei auf dem Ballplatze und erscheint wie ein vom Lichte abgeschiedener Raum. Grillparzer beschreibt, wie schwer es ihm geworden sei, den Chef zu spielen bei den Unterbeamten, welche dem Theaterdichter nicht die erforderliche Sachkenntnis zugetraut hätten, und wie er sich in dieser Beziehung tapfer er-

wiesen habe. Dabei ist er einmal von einer hohen Leiter herabgestürzt und merkwürdigerweise dadurch gar nicht beschädigt worden.

Allmählich hat er sich dort eingewöhnt, und der stille Aufenthalt hat ihm zugesagt. Wenigstens schreibt er darüber:

Hier sitz' ich unter Fascikeln dicht,
Ihr glaubt verdrossen und einsam —
Und doch vielleicht, das glaubt ihr nicht,
Mit den ewigen Göttern gemeinsam.

Er brauchte die Götter, weil er die Menschen vernachlässigte und nur des Abends die Schwestern Fröhlich aufsuchte, bei denen er herzliche Teilnahme fand, nachdem sein Verhältnis zu Kathi die leidenschaftliche Epoche überlebt hatte und ein inniges Freundschaftsverhältnis geworden war. Freund Schreyvogel war tot; ein unwissender Mann, Deinhardstein, war Direktor des Burgtheaters geworden nach dem Willen des Grafen Czernin, Grillparzers Verkehr mit diesem Institute war nach Aufführung seines „Traum ein Leben" gleichsam eingeschlafen, und nur Bauernfeld stand ihm noch nahe. Dieser war ihm stets ein treuer Förderer und Genosse gewesen und kam auch ins Archiv zu ihm. Eigentlich machte er Grillparzer viel zu schaffen. Grillparzer hatte lebhaftes Wohlgefallen an Bauernfelds Talente, in dessen Lustspiel „Bekenntnisse" eine ganze Scene von Grillparzer herrühren soll, — auch an der Donna Diana Schreyvogels soll er mitthätig gewesen sein — und der Dialog in Bauernfelds Stücken hatte einen lebhaften Verehrer an ihm. Dennoch nergelt er in seinen Tagebüchern des öfteren an ihm herum, nicht bloß wegen unzureichender dramatischer Komposition, sondern auch weil ihm die ganze Charakterentwickelung Bauernfelds nicht zusagte. Natürlich! ein lebhafter Mann des Lustspiels mochte oft mit seiner Raschheit anstoßen bei dem schweren Gange des tragischen Dichters.

Und doch erwachte hier in der Archivstille in Grillparzer die Neigung, auch ein Lustspiel zu schreiben. Freilich in ganz anderer Weise. Sinnvoller, tiefer in der Charakteristik. Wenn nur nicht die Fröhlichkeit darin fehlen wird, und demgemäß das Lachen ausbleibt!

Und in der That, das neue Stück, welches er im Archive schreibt, gemahnt an die Stille des Archives, wo man nicht lacht. Es ist „Weh dem, der lügt".

Dem akademischen Grundsatze gemäß, daß ein Stück Lustspiel genannt werden kann, auch wenn es nicht besonders lustig ist, und dem Beispiele der Franzosen nachgebend, welche in den Begriff „comédie" recht herbe Dinge einschließen, nötigenfalls einen kleinen Totschlag, nannte er auf dem Theaterzettel sein „Weh dem, der lügt" ein Lustspiel.

In erster Linie dadurch hat er das Mißlingen der ersten Aufführung verursacht. Gegen das Vorurteil des ganzen Publikums ist der größte Dichter ohnmächtig, und im deutschen Theater steht unverrückbar fest, daß ein Lustspiel fröhlich sein und Lachen erregen muß.

Beides fehlt in „Weh dem, der lügt", und das Publikum lehnte es ab, als es am 6. März 1838 zum erstenmale gespielt wurde, lehnte es ab nicht ohne Spott.

Die Legende, welche dem Stücke zu Grunde liegt, hat Grillparzer aus der Geschichte der Franken von Gregor, dem Bischofe von Tours, entnommen, und der sonst so kundige dramatische Techniker Grillparzer hat die Legende behandelt, ohne seine dramatische Technik dafür anzustrengen. Er hat eine dramatische Erzählung geschrieben. Nach dem dritten Akte herrscht das epische Nacheinander statt des dramatischen Gegeneinanders.

Uebrigens sind die Charaktere äußerst mannigfaltig, und der Inhalt ist reich an Lebensweisheit. Abgesehen vom Theater ist es eine interessante Arbeit.

Die ungünstige Aufnahme des Stückes hat Grillparzer tief verstimmt, und dieser unglückliche Abend ist ein Grenzstein geworden: er hat von da an kein Stück mehr dem Theater gegeben.

Letzteres möchte ich nicht bloß dem anhaltenden Aerger des Dichters zuschreiben, obwohl er im Festhalten eines Entschlusses viel leistete. Nein! was er seit dieser Zeit an Stücken zu bieten hatte, das war so beschaffen, daß er keinem eine sichere Bühnenwirksamkeit zutraute. Weder dem „Bruderzwist in Habsburg", noch der „Libussa", noch der „Jüdin von Toledo", welche er allmählich vollendete, denn angefangen waren sie sämtlich schon. „Esther" ist auch gar nicht vollendet worden. Er hat dies Mißtrauen später positiv gegen mich ausgesprochen. Auf mein Drängen hat er mir damals endlich doch das Manuskript der Libussa eingehändigt, aber mit der Bemerkung: Sie sollen es aufführen dürfen, wenn Sie mir nach der Lektüre versichern können, daß sie dem Stücke einen guten Erfolg zutrauen können. Auch ein solcher würde mich nicht mehr sonderlich freuen, ein Mißerfolg aber würde mich sehr schmerzen.

Ich fühlte mich nach der Lektüre nicht berechtigt, den alten Herrn in die Lage eines halben Erfolgs zu bringen, und gab das Manuskript zurück. Dies beweist aber, daß es nicht bloß der verhärtete Aerger war über „Weh dem, der lügt", welcher ihn veranlaßt hat, kein Stück mehr aufführen zu lassen. Er hatte keins mehr, weil er keines für sicher hielt.

Sein dichterisches Ansehen stieg indessen von hier an, von der zweiten Hälfte seines Lebens, in Wien außerordentlich, und man schalt immer lauter, immer allgemeiner auf jenes erste Publikum von 1838, welches einem so würdigen Dichter so unwürdig begegnet sei bei „Weh dem, der lügt", und dies führte in neuester Zeit dahin, daß nach mehr denn vierzig Jahren — Grillparzer war tot — das Stück wieder in Scene gesetzt

und aufgeführt wurde. Die Aufnahme war jetzt eine günstige. Das war vorauszusehen bei der Stimmung des Publikums, welches dem großen vaterländischen Dichter eine Genugthuung bieten wollte. An dem nicht ganz dramatischen Stoffe wird dadurch nichts geändert, es ist auch keine andere Bühne dem Burgtheater nachgefolgt, aber immerhin hat sich der geistvolle und charakteristische Inhalt des Stückes geltend gemacht.

Grillparzer selbst hat damals bei dem Abfalle des Stückes nichts Besonderes gesagt gegen die Verurteilung, wie sehr ihn auch das unhöfliche Betragen des Publikums schmerzte. Er kannte das Theaterpublikum genau, und der Mangel an dramatischer Kraft des Stückes war ihm sicherlich auch nicht verborgen. In den nachgelassenen Papieren findet sich nur eine Bemerkung über die verfehlte Darstellung des Galomir, welchen die Wiener einen „Trottel“ nannten.

Diese Bemerkung lautet: „Der Schauspieler hat ihn ganz als Idioten, als Kretin gehalten. Ganz unrichtig. Galomir ist so wenig dumm, als die Tiere dumm sind. Sie denken nur nicht. Galomir kann darum nicht sprechen, weil er auch nicht denkt. Das würde ihn aber nicht hindern, in einer Schlacht den rechten Angriffspunkt instinktmäßig herauszufinden. Er ist tierisch, aber nicht blödsinnig.“

9.

Der Unfall des „Weh dem, der lügt“ erscheint wie eine Katastrophe im Leben Grillparzers. Mit ihm tritt ein langer Stillstand ein. Die Tagebuch-Notizen hören auf; er ist ein völlig schweigsamer Mann geworden.

Schon mit 1835 verlieren sich die Gedichte, welche aus innerer Veranlassung entspringen. Er war überhaupt kein

eigentlicher Lyriker. Dafür fehlten ihm die Milde, die Weichheit, die Zärtlichkeit. Auch in all seinen Dramen kommt keine Liebe vor, welche lyrische Töne hätte. Jaromir und Bertha sind immer nur heftig, Phaon und Melitta haben gar keine Zeit zu Zärtlichkeit. Nur im „Vließe" schimmert eine mildere Neigung hervor zwischen Jason und Kreusa. Im „Ottokar" gibt's gar keine Liebe, ebenso keine im „Treuen Diener", denn Otto von Meran ist ein frecher Lüstling. Ja, selbst Hero und Leander bieten nur die sinnliche Liebe, wenn auch reizend. Im „Traum ein Leben" sind Rustan und Mirza als Liebende nur Schattenbilder. In „Weh dem, der lügt" bleibt die Neigung Edrits still, ebenso die Leons. Libussa liebt wohl, ist aber, eingedenk ihrer höheren Herkunft, erschrocken darüber und spricht es nicht aus. Der „Bruderzwist" hat keine Spur davon, sondern obenein die garstige Begehrlichkeit Don Cäsars, und die „Jüdin von Toledo" bietet nur Capricen des Liebens. So ist Grillparzer nicht eben eine Lieblingslektüre für Frauen geworden, er ist ein stark männlicher Dichter, vorzugsweise ein Dichter für Männer.

Jetzt bedarf es äußerer Veranlassung, damit er ein Gedicht mache, ein Gelegenheitsgedicht. Nur Epigramme schrieb er immer fleißiger. Sein kritischer und witziger Geist trieb ihn stets, das in geschlossene Form zu fassen, was ihm just entgegentrat. Es geschah zu seiner Befriedigung. Musik natürlich spielte ihre Rolle in diesem noch einsamer werdenden Leben, und er machte Gelegenheitsgedichte auf die Klaviervirtuosin Klara Wieck und eine englische Sängerin Mrs. Shaw. Mit dem heranrückenden fünfziger Jahre scheint er Abschied zu nehmen von allen Wünschen und Träumen der Jugend, ja von allem dichterischen Ehrgeize. All seine früheren, stetigen Klagen sind verstummt', wenigstens vernehmen wir nichts mehr von ihnen, denn er schreibt nichts mehr nieder, und es scheint auch wirklich die Hypochondrie von ihm ge-

wichen zu sein. Ein neues Reisetagebuch, welches er 1843 geschrieben und welches sich in seinem Nachlasse gefunden — es ist nur mit Bleistift geschrieben — zeigt einen gefaßten Mann.

Wie und wann er an den Stücken Libussa, Bruderzwist, Jüdin von Toledo und Esther gearbeitet, das bleibt uns verborgen. Der Nachlaß verrät darüber nichts.

Außerordentliches Aufsehen macht es, daß er 1840 zu einer Wohlthätigkeitsvorstellung den ersten Akt der Libussa bewilligt. Er findet eine enthusiastische Aufnahme. Nicht bloß, weil das Publikum das üble Vorgehn gegen „Weh dem, der lügt" ausgleichen wollte, nein! der höchst originelle Inhalt dieses Aktes wirkte an sich berauschend. Alle Welt wünschte und erbat sich nun die Fortsetzung, das ganze Stück. Er aber schwieg dazu völlig. Wahrscheinlich war auch das Stück noch nicht ganz geschrieben.

Es ist schon gesagt worden, daß der Nachlaß von all diesen Stücken — Esther ausgenommen — nach Plan und Beginn in frühere Zeit zurückreicht. Ueberraschend ist diese frühe Zeit in betreff der Jüdin von Toledo, welche man als ein Ergebnis seiner unausgesetzten Lope-Lektüre angesehen. Der Plan zu ihr liegt aber vor der Zeit, in welcher er täglich den Spanier las und die Unzahl von spanischen Stücken erledigte, welche in der Gesamtausgabe aufgezählt sind.

Diese Vorliebe für spanische Stücke ist nur zu wichtig geworden für die dramatische Entwickelung Grillparzers. Er sagt darüber Seite 192 der Selbstbiographie ein entscheidendes Wort, nämlich: „Zugleich war ich kein Freund der neueren Bildungsdichter, selbst Schiller und Goethe mitgerechnet; nächst Shakespeare zogen mich die Spanier Calderon und Lope de Vega an. Nicht was durch die Erweisbarkeit Billigung, was durch seine bloße Existenz Glauben erzwingt, das schien mir die wahre Aufgabe der dramatischen Poesie zu sein. Sich

immer auf dem Standpunkte der Anschauung zu erhalten, wird schwer in unserer auf Untersuchung gestellten Zeit."

Man hat mit Recht gefragt, ob er mit diesen Spaniern nicht zu weit gegangen sei und darüber viel Zeit und Produktion verloren habe. Denn er habe an zahlreiche, durch diese Lektüre veranlaßte Halbpläne Zeit und Nachdenken verschwendet, welche bei näherer Prüfung nicht gepaßt hätten zu seinem gründlich deutschen Wesen. Das spanische Stück aber, die Jüdin von Toledo, welches er ausgeführt, sei eben in seiner Fremdheit das in sich uneinigste Stück geworden.

Eine frühe Notiz über diese Jüdin in den Tagebüchern besagt, daß der König zuletzt wahnsinnig geworden sei. Da war der deutsche Dichter beim Werke. Der eingeprägte spanische Stil bringt dafür eine sehr interessante psychologische Wendung — der Anblick der Leiche Rahels kühlt den König ab — und diese Wendung reicht bei uns vollständig aus, unsere Teilnahme an dem Stücke zu vernichten. So wenig verträgt sich die Seelenkunde des deutschen Dichters mit dem Stile der Spanier.

In dieser stillen Zeit taucht wieder einmal das Bedürfnis einer Reise in ihm auf. Seiner litterarischen Vorliebe entsprechend will er nach Spanien; aber ein neuer Ausbruch des Karlistenkrieges tritt in den Weg. Da beschließt er, nach Griechenland zu gehn, die Stätten seiner Medea, seiner Hero, seiner Sappho und die Reste des griechischen Altertums anzuschauen. Reisig angethan steht er am 27. August 1843, 4 Uhr nachmittags auf dem Dampfschiffe, welches nach Preßburg fahren soll.

„Die Fröhlichs," schreibt er, „kamen ans Ufer hinaus. Kathi weinte sehr und war ganz außer sich über die gefahrvolle Reise. Ich suchte ihr zu beweisen, wie widersinnig diese Furcht sei, indes ich mir heimlich gestand, daß meine Reise noch viel widersinniger sei als diese Furcht. Mein vor=

ausgesetzter Reisegefährte hat mich ohne Zweifel ausgesetzt; ich muß auf seine Begleitung Verzicht leisten, und die lange beschwerliche Reise in meinem vorgerückten Alter mit meiner gebrechlichen Gesundheit so ganz allein, so als Student zu machen, grenzt wirklich an den Unsinn. Indes hatte ich sie beschlossen, und da meine hypochondrische Unentschlossenheit eben eines der Hauptübel ist, zu deren Heilung ich das Gewaltmittel anzuwenden beschloß, so konnte ich doch mir selbst gegenüber den gefaßten und durch alle Vorbereitungen durchgeführten Plan unmöglich aufgeben — und die Abreise erfolgte."

„Meine Laune ist schwer zu beschreiben. Mir war zu Mute wie einem, der zuerst nicht aufs Wasser, sondern ins Wasser geht."

„Die Wasserfahrt langweilig. Erst zwischen Petronell und Hainburg wird die Gegend angenehm. Letzteres liegt wunderschön. Ebenso Preßburg, wo wir um halb sieben Uhr anlangten. Des Landtags wegen in den Wirtshäusern nirgends Platz. Muß mich endlich entschließen, im Roten Ochsen mit einer Art Gaststube vorlieb zu nehmen, in der man in aller Eile ein Bett, nicht länger als einer meiner Arme, aufschlägt. Unendlich verstimmt. Konnte mich durchaus nicht besinnen, was denn eigentlich mein Zweck bei dieser Reise sei. Ging ein wenig durch die Stadt, traf den Kapitän des Dampfschiffes, mit dem ich auf dem öffentlichen Spaziergange herum schlenderte. Endlich wieder nach Hause, traf an der Wirtstafel ein paar Offiziere, die mich kannten, aber ich sie nicht. Schwatzten ganz angenehm. Frühzeitig in meiner Gaststube zu Bette. Als ich erwachte, schlug die Uhr zwei Viertel. Eine Weile darauf rief der Nachtwächter die Stunde aus. Es war zwei Uhr nach Mitternacht. Das Bett war zu kurz, und die Decke so schwer, daß ich wie ein Verdammter schwitzte. Gegen Morgen schlief ich doch noch auf ein Stündchen ein und war um fünf Uhr wieder auf den Beinen. Bekomme

endlich doch das Zimmer eines um sechs Uhr Abgereisten, und sitze nun hier etwas getröstet und der Dinge harrend, die da kommen werden."

„Ich will heute einer Landtagssitzung beiwohnen, was der eigentliche Grund ist, warum ich in diesem Neste nur eine Minute über die Notwendigkeit auszuhalten mich veranlaßt finde. Deus providebit."

„28. August. War in der Sitzung. Der Saal ist bloß geweißt, die Draperien, mit Ausnahme der Damengalerien, ärmlich. Das Präsidium sitzt statt im Fond des Saales auf der linken Seite desselben, durch eine Schranke gesondert. Die Mitte ist durchaus eben, mit Bänken angefüllt, wo die Deputierten in zwei Hälften geteilt, sich mit den Gesichtern zugekehrt, einander gegenübersitzen. Dagegen sehen die Abgeordneten selbst gescheit und distinguiert aus. Man sprach ohne Stottern, wobei die meisten jedoch einen geschriebenen Entwurf in der Hand hatten. Der Ton war gesteigert, aber anständig. Längere Reden kamen nicht vor. Es galt die alleinseligmachende Kraft der ungarischen Sprache. Später sollte der Kriminalkodex an die Reihe kommen. Ich ging jedoch um elf Uhr wegen Unkunde der Sprache und daher des Gesprochenen ermüdet. Im Jahre 1836 hatte ich in Stuttgart einer württembergischen Kammersitzung beigewohnt; sie stand, was die Form betrifft, sehr im Nachteile gegen diese ungarische. Hier sprach jedermann besser als dort unser mit Recht gepriesener Dichter Uhland."

„Darauf durch die Stadt geschlendert. Sie ist doch hübscher und städtischer, als es im ersten Augenblicke scheint. Unter den Frauenzimmern mitunter auffallend hübsche. Nachmittags stieg ich eine Anhöhe hinauf, die, wie es sich fand, der Schloßberg war. Die Aussicht von der Ruine herab ist wunderschön. Von da auf einem für die Ziegen gebahnten Wege über den berüchtigten Zuckermantel zur Schiffbrücke. An einladenden

Gestalten und Mienen fehlte es da nicht. Im allgemeinen ist der Weiberschlag, das Blut in Wien vielleicht hübscher, auffallend schöne Züge aber, deucht mich, gibt es hier mehr. Ueber die Schiffbrücke in die sogenannte Au. Ein entzückend schöner Spaziergang. Ich erinnere mich kaum, in der Nähe einer Stadt dergleichen gesehen zu haben. Auffallend die allgemeine Eleganz. Vielleicht nur während des Landtags."

„Abends aus Müdigkeit in die Arena, um sitzen zu können. Das Theater war, als ob es Tieck angegeben hätte. Die immer sich gleichbleibende Dekoration, der Wald nämlich, und daß bei Tage gespielt wurde, wenn die Schauspieler auch wegen supponierten Dunkels sich wechselseitig nicht erkannten. Leider nur wurden die Frauenzimmerrollen nicht von Männern gespielt, sonst hätte man sich in Shakespeares Zeiten versetzt geglaubt. Ich kann aber nicht sagen, daß die Vorstellung durch diese romantisch-klassische Einrichtung gewonnen hätte. Gespielt wurde übrigens ganz gut, besonders war der Komiker vorzüglich zu nennen. Der männliche Teil des Publikums rauchte beinahe durchgehends."

„Uebrigens gefällt mir Preßburg. Selbst in Wien wird die Gefälligkeit gegen wegunkundige Fremde nicht weiter getrieben."

„29. August. Darum mag ich nicht herschreiben, daß Gutmütigkeit und Gefälligkeit immer dankenswert ist, wenn sie sich auch in der Ausführung vergreifen. Noch einmal in der Landtagssitzung gewesen, die noch weniger Interesse darbot als das erste Mal. Was die Magyaren wollen, wäre kaum zu tadeln, wenn sie ein Volk von dreißig Millionen ausmachten; unter den vorliegenden Verhältnissen ist der größte Teil ihrer Anstrebungen lächerlich."

„30. August. Abreise von Preßburg acht Uhr morgens. Eine schöne Ungarin, die mit mir zugleich von Wien gekommen, wieder am Bord, diesmal aber gut gekleidet und sehr

zurückgezogen. Zwei Komtessen, von denen die jüngere bildhübsch, aber mit häßlichen plumpen Füßen. Anfangs thaten sie höchst zimperlich und vornehm, aber nach Tisch bummelten sie auf allen Bänken herum. Ein Engländer, der in Fiume etabliert ist und gut deutsch spricht, sonst auch ein angenehmer und gescheiter Mensch. Ein einäugiger Berliner, wohl zwar Jude, ohne jedoch die doppelte Berechtigung, unangenehm zu sein, zu benützen."

„Die Ufer außer Preßburg zwischen den beiden Inseln Schütt höchst einförmig und langweilig. Die Festung Komorn ist wohl fester, als sie aussieht. Hier hört die Insel Schütt auf. Das Dorf Neumühl liegt schon recht hübsch. Nun wird's immer besser. Gran mit seinem im Bau begriffenen Riesendom, dessen Lage ich mir übrigens imposanter gedacht habe. Der Hügel, auf dem er liegt, ist nicht hoch, und das Ganze wird etwas Gartenterrassiges bekommen. Daß der ursprüngliche Plan durch neue Zuthaten, in den Säulen nämlich, verpfuscht worden ist, habe ich schon an dem Modell in Preßburg gesehen."

„Bald darauf scheint die Donau das Ziel ihres Laufes erreicht zu haben, aber mit einer gewaltsamen Wendung nach links bricht sie sich nun durch die Berge. Die Gegend bezaubernd. Vissegrad, Waitzen."

„Man begreift die hochstrebenden Ideen der Ungarn, wenn man ihr Land sieht. Ich habe mich ein wenig mit ihren Superlativen ausgesöhnt. Die Sonne geht unter und entzündet Wasser und Luft. Der junge Mond machte sich geltend. Der Berliner fand den Eindruck poetisch, und er hatte recht. Es lag ein unbeschreiblicher Zauber über der Gegend. Nach und nach wird es düster, endlich dunkel. Man muß zu den Mänteln seine Zuflucht nehmen. Es ist schon Nacht, als Reihen von Lichtern zu beiden Seiten des Flusses die Schwesterstädte Pest und Ofen ankündigen. In der

Nacht, wo alle Kühe schwarz sind, hat der Eindruck etwas Aehnliches mit der Reede von Neapel. Böllerschüsse, Ankunft. Der jüngere Stankovics erwartet mich am Landungsplatze und führt mich ins Gasthaus zur Königin von England, wo meine zwei Reisegefährten schon Platz gefunden hatten. NB. Der Kapitän, ein prächtiger Venezianer, der aussah wie ein Lämmergeier mit einem Kinnbarte, hatte sich auf der Reise zu mir gesetzt und mich mit vieler Achtung als einen musikalischen Kompositeur angeredet. Auch die schöne Gräfin schien einige Ahnung von meinen durch das Gesicht nicht wahrnehmbaren Eigenschaften zu haben."

„31. August. Gut geschlafen, aber mit einer unangenehmen Empfindung im Magen aufgewacht, mit Hinneigung zum Durchfall. Ich habe die letzten Tage sehr mäßig gelebt, aber die ungeheure Hitze und der ungewohnte ungarische Wein mögen Schuld tragen. Mit Stankovics Pest besehen. Eine plattierte Stadt. Gegen die Donau zu in die Augen fallende Häuserfronten, die den alten Winkelkram maskieren. Herrlich dagegen der Anblick von Ofen. Man muß übrigens beide noch näher betrachten. Die ganze Gentry muß während des Landtags in Preßburg sein, denn in den Straßen trieb sich nur Gesindel herum. Keine Equipagen, wenig Fiaker. Die Unpäßlichkeit nimmt zu. Trockene Zunge. Durchfall. Setze mich ins Theater, um zu sitzen. Das Haus sehr groß, und die Bühne ungeheuer. Der Schauplatz höhlen- und laubenartig zerklüftet, auch mit einer trüben Farbe bepinselt, was einen fatalen Eindruck macht und den Raum scheinbar verkleinert. Gespielt wie in Hietzing oder Baden. Der Direktor Frank ist abgetreten. Wer nicht hören will, muß fühlen. Mich dauert er."

„1. September. Finde mich gar nicht wohl. Schlecht geschlafen. Uebermäßiger Schweiß mit Frösteln, dazwischen Abweichen. Will heute das kalte Bad versuchen, das mir in

ähnlichen Fällen schon gute Dienste geleistet. Wenn es nicht viel schlimmer wird, reise ich übermorgen doch weiter. Bis Semlin kann ich überall im Notfall zurückbleiben und krank sein nach Herzenslust. Weiter hinaus wäre es freilich nicht mehr thunlich."

„War in der Schwimmschule der großen Donau. Ist ein etwas heroisches Mittel, aber ich kenne meine Natur. War im Ofener Museum; einen Litteraten Frankenstein kennen gelernt. Acceptabler Mann. Mit ihm bei Stankovics gegessen, oder ich vielmehr gefastet. Trank doch ein paar Gläser starken Wein für den Fall, daß das bekannt schlechte Wasser von Pest etwa an meinem Uebel teilhätte. Die Frau vom Hause scharmantes Weib, hübsch, verständig, eine Wienerin, die schon recht artig ungarisch plappert. Auch der Mann gewinnt bei näherer Bekanntschaft. Nach Tisch der Probe einer ungarischen Dilettantengesellschaft beigewohnt. Alle gut gespielt. Die Sprache im Munde der Weiber häßlich. Bei Männern klingt sie besser, aber grimmig."

„2. September. Fühle mich recht krank. Gepackt, geärgert. Im Wirtshause die schlechteste Bedienung, die mir je vorgekommen. Mein englischer Reisegefährte Mr. Smith suchte mich auf, mir die Arbeiten an der neuen Donaubrücke zu zeigen. Erstaunenswürdig, kolossal. Verstehe nichts davon. Gehen ins ungarische Theater, das ich noch nicht gesehen. Gaben den Barbier von Sevilla. Die Vorstellung schlecht zu nennen wäre niedrige Schmeichelei. Sie war unter aller Vorstellung. Pantaleoni sang den Almaviva italienisch und ließ alle Recitative, hier gesprochene Prosa, aus. Eine Mamsell Eder, vielleicht die von Wien, Rosina. Bei ihr allein kann man den Positiv ‚Schlecht' brauchen. Die andern, Pantaleoni eingeschlossen, gehören schon in die Vergleichungsstaffel. Abends noch im Wirtshaus geärgert. Früh zu Bett."

„3. September. Um 1/2 2 Uhr nach Mitternacht aufge-

wacht. Schweiß, heftiger Puls, recht üble Empfindung. Denke schon an die Möglichkeit, auf dieser Reise zu sterben. Non curat Hyppoclides. Um 1/2 5 Uhr zum Dampfschiffe, noch vorher von dem ganzen Hause angebettelt und geplündert. Sitze jetzt am Bord und schreibe. Kälte, starker Wind."

„Die Gegend um nichts schöner als zwischen Preßburg und Pest. Ein paar Holländer und ebensoviel Engländer, die die Reise bis nach Konstantinopel machen wollen, zeigen sich als recht artige Leute. Földvar, Tolna, Baja Anhaltungsstationen präsentieren sich recht gut. Meine Gesundheit scheint besser zu werden. Mittagessen in der Kajüte wegen des stürmischen Windes. Ueberhaupt wenig Genuß. Gegen Abend Mohacs, wo man sonst zu übernachten pflegt, heute aber des Mondscheins wegen vorüberfährt. Ueberall die ganze Population am Landungsplatze. Abends bietet mir der wackere Kapitän Ferno eine leergewordene Kabine an, und ich schlafe die erste Nacht gut seit Beginn meiner Reise. Da die Kabine gerade der Maschine gegenüber liegt, glaubte ich anfangs wegen des Gepolters nicht einschlafen zu können, es ging aber dennoch, und gegen Morgen wachte ich vielmehr gerade darum auf, weil es ruhig wurde, da nach Untergang des Mondes das Schiff anhielt."

„4. September. Gegen 5 Uhr neues Gebrause. Das Schiff setzt sich in Bewegung. Ehe ich noch aufs Verdeck kam, war Erdöd bereits passiert. In der Nacht waren wir bei Agatin stille gelegen. Ein Graf Seszen mit seiner liebenswürdigen Gemahlin. Beide sprachen recht gut. Die Gesellschaft wird immer kleiner. Der Kapitän und der ältere Holländer, sowie der jüngere der beiden Engländer sind vortreffliche Leute. Ich selbst kann über dem Gestrampfe und Gebrause nicht viel Vernünftiges denken. Um so besser vielleicht. Diät ist nicht bloß dem Körper vorteilhaft. Nicht übel bei Yller u. s. w. Schön gelegen Peterwardein, besonders von

ferne nimmt sich die Festung gut aus. Karlowitz schön. Von da aber bis Semlin niederträchtig."

„Die Gegend steckt die Gesellschaft an, man langweilt sich. Eine hübsche Frau aus Neusatz war noch das letzte gewesen. Auch sie hat sich entfernt. Zwei Minister des abgesetzten Michael Milosch sind zu Peterwardein an Bord gekommen. Der eine, ganz europäisch gekleidet, saß bei Tische neben mir. Er gefiel mir ausnehmend, so verständig und mild waren seine Aeußerungen. NB. Ich wußte damals noch nicht, wer er war. Das Wetter, das vormittags leidlich gewesen war, wurde gegen Abend stürmisch und kalt."

„Endlich zeigen sich Berge im Hintergrunde, Belgrad wird sichtbar auf einem sanft verlaufenden Hügel. Macht ganz den Eindruck einer Festung. Semlin scheint ein armseliges Nest. Der Kapitän beschließt, die Nacht durchzufahren. Kann daher Belgrad nicht besehen, wie meine Absicht war. Eine Kajüte wird mir auch heute eingeräumt."

„5. September. Morgens waren wir schon über Semendria hinaus, und die schöne Gegend, die dort sein soll, ging verloren. Baron Forgatsch, der bekannte Regulierer der Donau, war abends auf unser Schiff gekommen. Er gibt sich heute zu erkennen und zeigt seine Pläne, von denen ich nichts verstehe. Ich bin überhaupt ganz dumm von dem ewigen Gestampf und Gepolter. Schon bei der Nacht hat es heftig geregnet. Es setzt mit Unterbrechungen fort, und ist überhaupt kalt und unfreundlich. Wenigstens gibt es jetzt Berge an den Ufern, und man ist der langweiligen Aussicht los."

„Ungefähr um 11 Uhr vormittags kamen wir nach Trenkowa und nahmen dort Abschied vom Samson. Mit kalter Küche und Wein versehen. Da die Fahrt über die ersten Wirbel der Donau sieben Stunden dauern sollte, begaben wir uns auf ein Ruderschiff, mit Walachen bemannt. Die

Wirbel der Donau sind bei hohem Wasser, wie jetzt, völlig unbedeutend. Dafür war das Wetter elend. Regen, Wind, Kälte. Die äußerst schöne Gegend konnte für so viele Unbequemlichkeiten nicht entschädigen. Abends in Alt-Orsova. Besseres Wirtshaus als zu erwarten war. Meine Mißstimmung dauert fort. Veteranische Höhle."

„6. September. Da die Abfahrt erst um 3 Uhr nachmittags stattfindet, beschlossen wir, Mehadia zu besuchen. Um 7 Uhr morgens abgefahren. Die Gegend schön, übrigens nicht schöner, als man vieles schon gesehen. Mehadia hübsch, ja elegant. Räuberhöhle. Die Gegend scheint weiter ins Thal immer schöner zu werden, wir mußten aber zurück."

„Mittagessen. Um 3 Uhr Abfahrt auf einem Ruderboote durch das eiserne Thor. Die Wirbel kaum stärker als auf der ersten Strecke. Ankunft in Klado Solova. Besteigen die Argo. Sogleich Abfahrt."

„7. September. Morgens um 5 Uhr Ankunft in Widdin. Ein paar recht gebildete macedonische Griechen, die in Orsova zu uns gestoßen, führen den älteren Holländer und mich in die Stadt. Ein elenderes Nest kennt die Erde nicht. Bazar sozusagen. Straße der Fleischer, furchtbares Pflaster. Steigen in dem äußeren Gang der Moschee empor. Der Tempel ganz leer. Eine Art Hühnerstiege führt zu einer Art Kanzel hinauf. Die Fenster mit farbigen Gläsern. Ungeheure Lampen und Kronleuchter. In einem Winkel am Boden kauert der Priester und singt in klagendem Tone Gebete herab. Die Griechen führen uns zum griechischen Erzbischof ein. Einer der schönsten Männer, die ich je gesehen, bei oder über sechzig Jahre, weiße Haare und Bart, die Hände noch weißer wenn möglich. Wir sagen uns Komplimente, die die Macedonier verdolmetschen. Man bringt Pfeifen, eingemachte Früchte und Kaffee. Die Abfahrt des Schiffes nötigt zum Abschied. Das Dampfboot hat sich indes mit Türken, Bulgaren, Juden

und Jüdinnen samt Familie gefüllt, so daß wir einer türkischen Kolonie gleichen. Die Kinder amüsieren sich auf kleinen Nürnberger Trompeten. Die ganze Gesellschaft frühstückt mit Weintrauben, Melonen, stinkendem, mit Ochsenschmalz vulgo Unschlitt bereitetem Brot, wozu sie Wasser trinken, so daß sich einem vom Ansehen der Magen umwendet. Ein reicher Kaufmann, der einen Bedienten zur Begleitung hat, ausgerüstet wie ein Zeughaus. Kaffee um 8 Uhr, Gabelfrühstück um 9 Uhr, so daß wir eigentlich viel ekelhafter ausgehalten als die Türken. Doch die Not zwingt zu essen auch ohne Hunger, denn das Mittagessen soll erst um 4 Uhr stattfinden. Angenehmer Reisetag, das Wetter, den Wind abgerechnet, besser als an den vorigen Tagen. Die ab und zu kommenden Türken, halb Pracht und halb Lumpen, bringen Abwechselung in die Scene. Der bosnische Kaufmann, ein goldgesticktes Schnupftuch vor sich und Löcher in den Strümpfen. Die Donauufer so abgeschmackt wie immer mit kurzen Unterbrechungen durch ländliche Gegenden. Meine Homerlektüre kommt ins Stocken, da ich in der Betäubung manche Stelle nicht verstehe. Nikopolis. Nachts liegen wir in Sistov still. Hatte Thee getrunken, konnte nicht schlafen. Verdächtiges Gekrabbel über den Körper. Der alte Engländer, begleitet von dem älteren Holländer, schnarcht. Der junge Engländer kramt bis Mitternacht herum. Die walachischen Schildwachen von Sistov her rufen sich unaufhörlich an. Das Kalb, das unser morgendes Mittagsmahl bilden soll, blökt auf dem Verdecke. Jeden Augenblick Störung durch einen Aufstehenden, der über die Lagerstätten hinwegsteigt. Endlich doch mit Unterbrechung geschlafen, gegen 4 Uhr das letzte Mal erwacht. Die beiden macedonischen Griechen nehmen Abschied. Das Schiff setzt sich in Bewegung."

„8. September. In Rustschuk findet sich endlich mein Reisegefährte ein. Besehe mit ihm die Stadt. Dieses Reich ist

verloren. Der Untergang steht nicht bevor, er ist schon da. Ich wollte, unsere Staatsmänner reisten nur bis hierher, um die Richtigkeit ihrer Hoffnungen der Wiederherstellung einzusehen. 800 Kanonen in der Festung mit verfaulten Lafetten ohne Bewachung, ohne Bedienung. Die Straßenjungen spielen mit den Kanonenkugeln und Bomben. Die Häuser Trümmer. Es ist aus, da hilft kein Gott. Silistria, die einst so starke Festung, in noch schlechterem Zustande. Nachts in Czernavoda angekommen. Der furchtbare Lärm auf dem Schiffe hört darum nicht auf. Der Kapitän besitzt die Kunst, immer etwas Störendes zu erfinden, die Wanzen kommen ihm zu Hilfe. Gegen 1/2 2 Uhr hört das Gelärm auf und fängt vor Tage wieder an."

„9. September. Liegen in der abgeschmacktesten Gegend des römischen Kanals nach Kustendsche. Müssen hier den ganzen Tag aushalten, bis die Wagen zur Landfahrt anlangen. Also noch eine Nacht in dieser Wanzenhöhle. Die jungen Leute wollen auf die Jagd gehen, und ich werde sie begleiten, um die Zeit hinzubringen, denn Gewehre sind nur zwei vorhanden. Das Wetter beginnt sich zu trüben."

„Die Jagd so unglücklich als möglich. Schoß nur einmal auf einen Pelikan, der zu hoch war, und den ich daher fehlte. Die Hunde schlecht, die Rebhühner hielten nicht aus. Verlieren uns endlich, und kehre mit dem älteren Holländer allein nach dem Schiffe zurück. Ueberall Wüste, nichts als Wüste. Schlafe in der Kajüte des Majors, wo wenigstens die Wanzen minder häufig sind, und die ungeheuren Mücken, die stechen wie Moskitos, ausgeschlossen sind."

„10. September. Morgens um 7 Uhr zu Wagen weiter. Nirgends ein Dorf, höchstens Kirchhöfe als Ueberbleibsel von früher. So fort durch zwanzig deutsche Meilen. Die Pferde, wo es möglich, im Galopp, ja in Carriere. Eine Reihe von Seen rechts am Wege, mit Wassergeflügel übersät. Nie in

meinem Leben sah ich mehr Rebhühner. Geier, Habichte, auf alten Grabhügeln sitzend. Mitte Weges beim sogenannten Kaffeehause Streit mit einem Türken, dem sein Wagen erster Klasse zu schlecht ist, obwohl er nur für die dritte bezahlt hat. In der Nähe von Kustendsche Anblick auf das Schwarze Meer. Sieht aus wie ein dunkelblauer Hügel. Ostwind droht eine schlechte Ueberfahrt. Ankunft in Kustendsche. Zerstört wie alles Türkische. Kollation mit Seefischen, die wohlthat, da wir seit 5 Uhr nichts genossen, und da nur eine Schale Kaffee. Wollen das weitere erwarten."

„Wir waren mit dem Kommissär der Dampfschiffgesellschaft vorausgefahren. Die übrige Gesellschaft kommt nach einer Stunde nach. Gehen an das Meer hinaus. Erfrischender Seegeruch. Ziehen uns aus, zu baden. Der junge Engländer schwimmt zum Dampfschiff auf die Reede hinaus. Ich begnüge mich, meine Uebungen näher dem Ufer anzustellen. Unangenehmer Geschmack des Seewassers. Das Wasser ist kälter, als ich vorausgesetzt. Die warme Suppe und der Tenedoswein meines guten Mittagmahles machen erst die Wohlthat des Seebades fühlbar. — Um 8 Uhr zum Dampfschiffe, das klein, aber zur Nachtruhe gut ausgerüstet ist. Um Mitternacht setzt sich das Schiff in Bewegung. Schlafe glücklicherweise ein."

„11. September. Morgens um 4 Uhr erwacht. Die gefürchtete Nacht ist vorüber. Das schönste Wetter. Die See ist ruhig trotz der entgegengesetzten Vorhersagungen. Ringsherum nirgends Land sichtbar. Springende Delphine umgeben das Schiff."

„Der Tag ging in Glanz und Annehmlichkeit vorüber. Als wir aber vom Mittagessen, das, halb orientalisch zubereitet, meinem Magen nicht behagen wollte, aufstanden und aufs Deck hinausgingen, hatte schon der dem Laufe des Schiffes entgegengesetzte Wind sich verstärkt, und die Bewegungen

wurden unangenehm. Je mehr wir uns den Strömungen des Bosporus näherten, um so mehr vermehrte sich dies, und als wir abends mit einer Partie Whist die Zeit töten wollten, wurde mir wenigstens das Schwanken schon so unangenehm, daß ich, um der heißen Kajüte zu entgehen und in freier Luft dem Uebel besser gewachsen zu sein, aufs Verdeck hinaus ging und mich dort niedersetzte, das weitere erwartend. Der Wind blieb scharf. Das Schiff wankte, rollte, kollerte, von meinem Magen peristaltisch beantwortet, und bald war mir herzlich übel, jedoch ohne Neigung zu erbrechen. Ich suchte auf alle Weise durch Gedanken der Lage Meister zu werden, und es gelang auch für kurze Zeit. Die Natur behielt aber die Oberhand, und die Anstrengung der Selbstüberwindung verschlimmerte vielleicht meinen Zustand. Ermüdet nickte ich ein, erwachte, fühlte das Uebel im Magen vermehrt, lehnte mich wieder zurück und so fort. Nachdem das ein paar Stunden gedauert hatte, überkam mich auf einmal ein sonderbares Gefühl. Eine angenehme, fast wollüstige Empfindung bemächtigte sich meiner, in der mir jede noch so gewaltsam empfundene Bewegung des Schiffes höchst wünschenswert schien, nur der Magen blieb gleich schlecht wie früher. Da dachte ich, es sei Zeit, den Schlaf in der Kajüte zu versuchen. Das Rollen war hier minder, aber meine Uebelkeit dieselbe. Endlich schlief ich doch ein und schlief fort, wohl nur, wie ich später hörte, weil der Kapitän sich am Eingange des Bosporus vor Anker legte, da man vor Tagesanbruch in denselben nicht einfahren darf. Während der Zeit mochten wohl die Bewegungen des Schiffes geringer sein. Lange vor Tag erwachte ich, leidend, krank. Man rief uns nämlich in die Kajüte hinab, die Leuchttürme seien im Gesicht. Stieg aufs Verdeck, wo man kaum noch die Gegenstände unterscheiden konnte. Endlich wurde es lichter und lichter, die Sonne ging auf und beleuchtete die europäische Küste."

„12. September. Was man von der Schönheit des Bosporus gesagt hat, ist, mit Einschluß der Uebertreibung, buchstäblich wahr, denn die Uebertreibung ist der Erhebung natürlich. Anfangs trat mein Uebelbefinden störend entgegen, bald aber wurde der Eindruck zu mächtig, und ich gab mich völlig hin. Man hat die Lage von Konstantinopel der von Neapel vorgezogen, vielleicht mit Unrecht, was die Schönheit betrifft, sie ist aber ausgedehnter, kolossaler und dadurch mächtiger. Beinahe durch vier Stunden Weges folgen sich, anfangs bloß auf der europäischen, dann aber auch an der asiatischen Küste Befestigungen, Schlösser, Dörfer, Paläste in ununterbrochen reizender Fortsetzung. Die Welt hat vielleicht nichts, was sich damit als Ganzes vergleichen läßt. Einzeln betrachtet dürften bloß die Festungen die Probe aushalten. Die Paläste der Türken sind nur aneinander geschobene Lusthäuser. Ihre Lebensart zeigt auch im Luxus, daß sie aus der Genügsamkeit hervorgegangen ist. Dazu noch all diese Gebäude von Holz. Ich gestehe, daß die Aufklärung über diesen letzten Punkt mir die Hälfte des Genusses genommen hat. In der Ferne jedoch, und ehe man derlei weiß, nimmt sich alles herrlich aus. So geht es denn fort. Ununterbrochen Festungen und Batterien zu beiden Seiten. Das reizende Bujukdere, Therapia, das europäische und asiatische Schloß. Leanders Turm, jetzt, denk' ich, ein Spital. Darüber hinaus die Spitze des Serails mit seinen Mauern, die spanischen Wänden gleichen. Von hinten hervorblickend die Kuppel der Sankta Sophia. Rechts Galata mit der Einfahrt in den Hafen. Links Skutari an der Küste von Asien."

„Das Schiff hält und ist bald von Kaiken und Lohnbedienten umringt. Wir wählen einen der letzteren, vertrauen uns einer der ersteren und stoßen vom Schiffe ab, sehen uns aber bald von einer Barke des Zollamts angehalten mit Beamten, die durchaus auf Visitation dringen. Marinowitsch,

der mit uns ist, wirft aber den Beamten ein kleines türkisches Goldstück und ein paar desto größere Grobheiten zu, und man läßt uns passieren. Wir steigen auf der Stiege von Pera aus, wo Lastträger, die sich durch eine Art Sättel zu Kamelen umgeformt haben, jeder eine Last mehrerer Männer aufnehmen, und jetzt geht die Wanderung durch die Hotels an, die sich alle besetzt finden. Endlich im Hotel Bellevue notdürftiger Platz. Gewaschen, gebügelt, rasiert. Collazione, an der zwei widerliche Franzosen teilnehmen. Beschließen darauf, unsere englischen und holländischen Reisegefährten aufzusuchen, von denen wir etwas abrupt abgekommen waren. Finden sie in drei Hotels zerstreut. Machen mit ihnen einen Gang durch die Stadt. Zuerst, als in der Nähe liegend, die tanzenden Derwische. Jedermann weiß, was da geschieht. Wie ein übelklingender Gesang mit allerlei Gurgeleien von einer Art Tribüne herab von einer einzelnen Stimme den Anfang macht, dann der Umzug der Mönche, wobei sie ihren sitzenden Vorsteher kadenzenmäßig durch Verbeugungen grüßen. Hierauf Instrumentalmusik, wenn eine Rohrflöte, ein Dudelsack und eine Trommel für Instrumente und die ärgsten Mißtöne für Musik gelten können. Endlich erschallt von derselben Tribüne herab ein heftiges Geschrei, wohl als Gesang gemeint, und nun beginnt, dreimal unterbrochen, anfangs langsam, dann aber immer schneller, ohne je wild zu werden, der Drehtanz der Derwische. Sie werfen dazu ihre verschiedenfarbigen Mäntel von sich und sind darunter weiß in Jacken und Unterröcken gekleidet. Die Füße nackt, das Haupt mit kegelförmigen Filzmützen bedeckt. Der Tanz bewegt sich in zwei oder drei Kreisen, zwischen welchen ein blau gekleideter, nicht tanzender Derwisch gemessen auf und nieder geht. Auch der Vorsteher tanzt nicht, sondern sitzt außer den Kreisen. Man hat die Bewegungen als heftig und wild beschrieben, ich habe sie eigentlich graziös gefunden. Ein paar hübsche junge Bursche

von höchstens achtzehn Jahren, der eine in den Farben der Gesundheit, der andere bleich und hager, die Augen geschlossen, das Haupt gegen den emporgestreckten rechten Arm und dieser dem Haupte entgegen geneigt, wobei sie den linken mit herabhängender Hand gerade vor sich strecken, die Verzückung einer süßen Begeisterung auf den Lippen — sahen so reizend aus, als ein Mann nur immer einen Mann finden kann. Die Aelteren nahmen die Sache etwas berufsmäßiger. Auch die Begrüßung des Vorstehers im Vorüberwandeln hätte manchem Ballettcorps zum Muster dienen können."

„Hierauf in den Bazar. Unabsehbare Hallen mit Kaufmannsbuden oder vielmehr Kramläden, denn die meisten scheinen mit 50 Dukaten auszukaufen zu sein. In eine Bude eingetreten, werden mit Kaffee und Pfeifen bewirtet. Kaufen einige Kleinigkeiten. Ein Damascener Säbel um 3000 Piaster geboten. Zu Tisch nach Hause. Wenigstens nicht die schmierige orientalische Fettküche. Französischer Wein. Früh zu Bette. Lange vor Tag aufgewacht, vielleicht durch die Kälte, die unter einfacher Bettdecke grimmig war. Im September in Konstantinopel!"

„13. September. Frühmorgens zum Bankier, um Geld zu holen. Später zum Gesandten. Scheint kein unebener Mann. Lädt uns für denselben Tag zu Tisch. Diem perdidi. Das Mittagsmahl und der damit zusammenhängende Abend war angenehmer, als ich mir vorgestellt hatte. Die Gräfin, obwohl geborene Französin, spricht sehr gut deutsch und hatte den richtigen Takt, in dieser Sprache zu reden, um die andern ungehindert sprechen zu machen. Sie ist ein gescheites, wie es scheint, völlig gebildetes Weib. Das Gesandtschaftspersonal besteht aus angenehmen, größtenteils jungen Leuten. Darunter der junge Schwarzhuber mit dem redlichen Gesichte seines Vaters. Kam mir beinahe sonderbar vor, von Poesie, von meinen eigenen Arbeiten zu reden, was ich seit Jahren

nicht gethan. So ward aus Morgen und Abend der zweite Tag unseres Aufenthalts."

„14. September. Maierhofer hatte Geschäfte in Therapia, und ich beschloß, ihn zu begleiten, teils weil ich den Bosporus bei der Durchfahrt doch nicht genau genug besehen zu haben glaubte, teils weil unser Lohnbedienter notwendig mit ihm fahren mußte. Fuhren um 7 Uhr morgens auf einer vierruderigen Barke ab. Stiegen in Jeniköi aus, weil M. den Fürsten der Walachei zu besuchen hatte, der aber eben im Begriff war, nach Konstantinopel zu fahren. Weiter fort an den herrlichen Ufern und an den leider hölzernen und nur im ganzen imposanten, im einzelnen kleinlichen Häusern. In Therapia Herrn Alutrant besucht, an den ich Briefe habe. Die Maschinenwerkstätte der Dampfschiffahrtskompanie besehen. Langweilig. Endlich nach Bujukdere, wo wir Essen bestellten und indes spazieren gingen. Aus den Fenstern des Landhauses des spanischen Gesandten tönte Musik. Es waren altitalienische Duette, beinahe schien es Solfeggien für Sopran und Alt mit Begleitung des Fortepiano. Die Stimmen waren nicht gerade schön, sie sangen aber die ungemein schwierige Musik sehr richtig, und es machte mir unendliches Vergnügen, da ich strenge Singsachen liebe und jetzt so lange keine Musik gehört habe. Darauf besahen wir die Gegend hinter dem Orte, wo die Gegend jener von Weidling gleicht und den Vorzug vor ihr nur durch eine Baumgruppe von sieben Bäumen, i setti fratelli, behauptet, dergleichen man bei uns wirklich nicht sieht. Im Rückfahren nahmen wir zu Therapia Herrn Alutrant ins Schiff und ließen uns ans asiatische Ufer überfahren, wo wir in dem famös gewordenen Hunkiar Skalessi ans Land stiegen. Zum erstenmal Asien betreten. Wenn ich die Gegend von Bujukdere mit der von Weidling verglichen habe, so brauche ich mich nicht im Verdachte der Exaltation zu haben, ich kann daher sagen, daß

ich etwas diesen asiatischen Baumgruppen Aehnliches nie gesehen habe. Es ist etwas Weiches, Partien- und Gruppenartiges in ihnen, das den unsern fehlt. Besonders zeichnen sich die Eschen aus, dunkler als bei uns, massenhafter und doch unendlich zarter. Ich war eigentlich hingerissen."

„Der Abend nahte, und wir mußten nach Hause. Die Wasser des Bosporus himmlisch in der untergehenden Sonne. Durch die bereits dunkeln Straßen nach Hause. Ein wunderschöner Knabe zu Pferde. Wahrscheinlich — Ein Glas Wein getrunken und zu Bette."

„15. September. Unsere englischen und holländischen Freunde holten uns verabredetermaßen ab, um den Zug des Sultans in die Moschee zu sehn. Unglücklicherweise hatte er, da er den Palast Beglerbeg auf der asiatischen Seite bewohnt, für die heutige Freitagsandacht eine kleine Moschee bei Skutari gewählt, wo er denn zu Schiffe ankommen und der größte Teil des militärischen Pompes wegfallen mußte. Wir fuhren in einer vierruderigen Barke hinüber und postierten uns, wahrscheinlich allen Verordnungen entgegen, auf der Terrassentreppe eines leerstehenden Hauses, wo der Sultan vorüberfahren mußte und niemand stand als wir. Lumpige Truppen machten Spalier. Offiziere von allen Sorten und Graden. Bald verkündigten Kanonenschüsse die Ankunft des Herrschers. Ein paar Barken mit Adjutanten als Avantcoureurs. Endlich die von Gold strahlenden Staatsbarken, mit prächtig gekleideten Ruderern besetzt, es waren drei, in der mittleren, wenn ich mich recht erinnere, saß der Sultan unter einer Art Thronhimmel. Er sieht nicht übel aus, und hart an uns vorüberfahrend, blickte er uns scharf an. Die See ging hoch, und ein halb Schiffbruch leidendes Kaik mit einem General am Bord vertrieb unsere Schiffsleute von ihrem Standplatze, so daß wir mit Lebensgefahr über Hals und Kopf in unser Schiff springen und sogleich abstoßen mußten."

„Wir beschlossen, nach den süßen Wassern Asiens zu fahren. Der starke Wind und die gewaltige Strömung machten die Fahrt schwierig. Schon früher war ein kurzer, aber heftiger Regen eingetreten, der uns zwang, in einem Kaffeehause von Skutari Zuflucht zu nehmen, wo man uns mit Kaffee und Pfeifen bediente. Während der Regen noch dauerte, fuhr der Sultan zurück. Diesmal ohne Thronhimmel, einen roten seidenen Regenschirm (parapluie) über den Kopf gehalten."

„Die süßen Wasser entsprachen als Gegend ihrem Rufe nicht; einige schönere Bäume, unbedeutende Hügel, nicht mit Hunkiar Skalessi zu vergleichen. Das Gras fand ich naß, die Wege kotig, weshalb auch wenig Gesellschaft, größtenteils aus Weibern und Kindern bestehend, da war. Sämtlich in bunten, vergoldeten, kugelförmigen Wagen, teils von Pferden, teils von Ochsen gezogen, wovon mir die letzten mit hohen Quasten gezierten Halbbogen an dem Kopfzeuge geschmückt und nebstdem wunderschöne weiße Tiere, am besten gefielen."

„Ein Gaukler mit einer Baskentrommel und ein sich überschlagender und umkollernder Knabe unterhielten die Weibergesellschaft, von denen die vornehmeren, wahrscheinlich des durchnäßten Grases wegen, ihre Wagen nicht verließen. Sogar komödienartige Reden schienen manchmal eingemischt. Näher konnten wir die Sache nicht untersuchen, denn die Polizeisoldaten wiesen uns, obgleich höflich, von dem Weiberkreise zurück. Nach Hause gekehrt. In demselben Hause die Gräfin Hahn-Hahn. Deren Bekanntschaft gemacht. Sie scheint natürlich, wenigstens spricht sie so. Gefiel mir weit besser, als ich erwartete."

„16. September. Gestern schon hatte uns Herr Surmont angekündigt, daß er durch den holländischen Gesandten einen Ferman zur Besichtigung der Moscheen für heute erhalten habe. Wir gingen daher um 9 Uhr morgens zu ihm, oder

vielmehr er kam uns auf dem Wege entgegen. Es hatte sich eine zahlreiche Gesellschaft eingefunden, und wir machten uns alle auf den Weg über die Hafenbrücke nach Konstantinopel. Die erste Moschee, die wir besuchten, war die Sultan Solimans, nach Sankta Sophia die größte und am meisten bewunderte. Diese kolossalen Porphyrsäulen, aus denen man nichts zu machen gewußt hat als Strebepfeiler für die darauf gestützten Bogen, diese Bogen selbst, die von weiß und schwarzem Marmor gestreift die Idee der Festigkeit aufheben, welche die Idee des Bogens ist; diese kahlen Wände, durch nichts unterbrochen, machten einen ungünstigen Eindruck auf mich. Dazu diese Menge von Lämpchen und Lampen, die auf Reifen und spinnenähnlichen Kronleuchtern über dem Kopfe des Beschauers schweben; das Gemisch edler Säulen und abgeschmackter Barbarei, das Ganze macht einen wüsten und müßigen Eindruck. Mir gefiel es nicht. Prächtig und würdig zugleich ist das daneben stehende Grab Suleimans, wo er mit zwei Söhnen und drei Weibern bestattet liegt. Die Wände mit einer Art buntem Porzellan überzogen, die Geländer mit Schildpatt und Perlmutter eingelegt. Auf dem Sarge der kaiserliche Turban mit zwei Reiherbüschen."

„Es fing jetzt an zu regnen, und wir mußten uns mit Parapluies bis Stur Osmage, einer kleinen, aber sehr hübschen Moschee, durcharbeiten. Sie ist ohne Prätension, ohne mißbrauchte Säulen ganz im orientalischen Stile gebaut, freundlich und hell, und gefiel mir deswegen."

„Von da nach Sankta Sophia. Da unterdessen die Gebetsstunde gekommen war, wurden wir nicht eingelassen, und setzten uns, um abzuwarten, vor einem nahebei liegenden Kaffeehause nieder, wo Pfeifen und Kaffee, wie natürlich, gereicht wurden. Mittlerweile hatte sich noch ein Anstand erhoben. Der geistliche Vorsteher weigerte sich, mehr Personen, als in dem Ferman angegeben waren, einzulassen, nämlich

zwei, indes unsere Gesellschaft beinahe aus dreißig bestand. Die Verdoppelung des gewöhnlichen Geschenks hob auch diese Schwierigkeiten. Wir wurden eingelassen, vorderhand aber nur in die Emporkirche. Es ist schwer, eine Beschreibung von dem Eindruck zu geben, den dieses Gebäude macht. Ich habe nichts Kirchliches gesehen, was sich damit vergleichen ließe. In rötlichgrauen Marmor gekleidet, der an mehreren Stellen höchst glücklich von Tafeln dunklerer Farbe unterbrochen wird, hat das Ganze ein ernstes, aber keineswegs finsteres Ansehen wie die gotischen Kirchen. Die herrlichen Säulen müssen zwar auch hier Bogen tragen und sind noch dazu doppelt übereinander gestellt, aber die der Kuppel zur Stütze dienenden Pfeilerwände geben einen so massenhaften Gegensatz, daß eines durch das andere gehoben und getragen wird. Die Mosaiken der Kuppel und Decke sind von den Türken überweißt worden. Man beklagt das mit Recht, vielleicht aber auch ist das Ganze durch sie schwer geworden, wie in St. Markus in Venedig. Den Fußboden haben die Türken durch Legen der Teppiche ganz ins Schiefe gezogen, um die Richtung nach Mekka zu erhalten. Man führte uns endlich auch ins Erdgeschoß hinab, obschon das Gebet noch nicht vorüber war. Die Versammlung belief sich nicht auf viele Personen. Darunter mehrere Pilger aus Mekka, dunkle, sonnenverbrannte Araber und ein wunderlicher Kerl, ein Verrückter, wie uns der Lohnbediente sagte. Mit einem ungeheuren, wenn ich nicht irre, grünen Turban, scharlachrotes Kleid bis an die nackten Kniee reichend, den Gürtel besteckt mit Dolchen und Pistolen, eine Art Hellebarde auf der Schulter. Er ging wie der Hahn auf dem Miste umher und maß uns mit zornigen Blicken. Auch unter den arabischen Pilgern schien sich eine erregte Stimmung zu verbreiten, und endlich riet uns der Kawaß, der uns begleitete, fortzugehen, da es sonst zu einem Ausbruch kommen könne. Wir folgten seinem Rate, und am

Ausgange verabschiedete uns der verrückte rote Kerl oder ein ihm ähnlicher, da ich nicht begreifen kann, wie der andere vor uns aus der Thür kommen konnte. Auch trug er diesmal statt dem Spieß eine Fahne. Er sah uns furchtbar an und stieß einen Schrei aus, der zwischen dem Wiehern des Pferdes und dem Krähen des Hahnes die richtige Mitte hielt. Es mochte wohl eine Drohung oder Beschimpfung sein."

„Das Serail, obwohl unser Ferman auch darauf lautete, konnten wir nicht besehen, da der Sultan eben am nämlichen Tage es bezogen hatte. Wir begnügten uns daher mit dem inner des ersten Thores in der ehemaligen Irenenkirche liegenden Zeughause, das höchst unbedeutend ist."

„Nun war aber noch das Wichtigste zu thun, nämlich nach Hause zu kehren, während es in Strömen regnete. Wagen gibt es bekanntlich in Konstantinopel nicht, und unsere Wohnung war leicht eine volle Wegstunde entfernt. Es blieb keine Wahl. Wir stürzten uns in den Platzregen, ließen uns in einem bereits tüchtig durchweichten Kaik übersetzen und kamen endlich durchnäßt wie nie in meinem Leben in unserer Wohnung an. Das bald darauf folgende Mittagessen verbannte die eisige Kälte aus den Gliedern, und wir konnten abends dem Gesandten einen Besuch machen und so liebenswürdig sein, als es die Umstände erlaubten."

„17. September. In der Nacht ein fürchterlicher Sturm. Zwei Schiffe gingen im Hafen zu Grunde. Das wichtige Geschäft des Frühstücks abgethan, dies freilich von einer andern Konsistenz als unseres zu Hause. Die Franzosen entgöttlichen sich etwas. Der Major hat Geschäfte. Ich will allein mit dem Dragoman ausgehen. Es regnet. Sind heute bei dem Gesandten zu Tische. Prokeschs asiatische Reiseerinnerungen sollen mir die Zeit verkürzen helfen."

„Doch mit dem Lohnbedienten allein ausgegangen. Ein paar noch nicht gesehene Straßen durchlaufen, die nichts

Interessantes darbieten. Die große Cisterne besehen, die ihren Gehalt von den süßen Wassern Europas empfängt. Ein stupendes Werk aus den Zeiten der Konstantine mit ungeheuren Granitsäulen, soweit das Auge reicht. Die Spitzsäule ägyptisch. Die Basis schlecht. Arbeit aus der Zeit des Theodosius. Die halb zerstörte Schlangensäule, die einst dreifach gewunden gewesen sein soll, jetzt aber nur einfach ist, und von der man viel fabelt. Die aller Zierden beraubte und nur noch aus den übereinander geschichteten Quadern bestehende Säule des Konstantin. Diese drei Bildwerke sollen die Richtung der Spina des ehemaligen Hippodroms bezeichnen. Beginnt zweimal zu regnen. Da ich nicht Lust hatte, noch einmal durchweicht zu werden, nach Hause."

„Mittags beim Gesandten. Das Wetter hatte mich verstimmt und die Verkühlung von gestern. Das Gespräch wollte sich nicht geben. Verfiel in jene beliebten Abwesenheiten, die so angenehm machen. Später kamen mehrere Leute, und das Gespräch wurde französisch geführt. Wäre gerne nach Hause gegangen, aber der Major spielte, und ich wußte den Weg nicht. Schlechter Tag."

„18. September. Die ganze Nacht gegossen. Die Straßen schwimmen im Kot. Suchte Herrn Surmont auf, da der Major Geschäfte hatte. Surmont war auf den Sklavenmarkt gegangen, ließ mich eben dahin führen, traf ihn aber nicht mehr. Besah mir den schändlichen Handel. Die Ware bestand aber bloß aus Negern. Ein hübscher Knabe wurde eben herumgeführt und um 1200 Piaster feilgeboten. Der Bube schien gar nicht betrübt und folgte ungezwungen dem Ausrufer. Der größte Teil Weiber, d. h. Mädchen. Wenige hübsche. Eine sah nicht übel aus, und blickte mich an, als wollte sie mich zu einem Gebote auffordern. Das Abscheuliche war in seiner Einförmigkeit bloß widerlich. Ging noch ein wenig in der Stadt herum, bis mir die Füße vom Pflaster

schmerzten, und dann nach Hause, da der durchweichte Boden keinen Ausflug gestattet. Es stürmt wieder und droht mit Regen. Nichts gut an der Sache, als daß damit wahrscheinlich die Aequinoktialstürme abgethan sind und unsere weitere Seereise hoffentlich gesichert ist. Setze mich hin, um die Iliade zu vollenden und mit Prokeschs Erinnerungen die Karte von Troas zu studieren."

„19. September. Mit Surmont und den beiden jungen Leuten einen Ritt durch die Stadt gemacht, da der Schmutz das Gehen verbot. Auf den Pferdemarkt, wo wir nichts Schönes, wohl aber viel Hübsches und Wohlfeiles sehen. In der neuen Münze, die erst im Entstehen ist und eins der hübschesten Etablissements in Europa zu werden verspricht. Ein Engländer der Direktor, die Arbeiter aber sämtlich Türken, die also schon zu brauchen wären, wenn sie angeleitet würden. Dann ins Arsenal. Eine Reihe der schönsten Kriegsschiffe am Ufer. Im Bagno der Galeerensklaven. Finsternis herrscht da in der Mitte des Tages. Die Leute haben außer der Kette an einem Fuße kaum sonst etwas vom Gefangenen und scheinen freier gehalten zu sein als irgend anderswo. Wenn man damit unsere schweren Kerker vergleicht! Ein darunter befindlicher Deutscher, er mochte ein Preuße oder Braunschweiger sein, mit Bart und Haaren wie der wilde Mann im Harz, redete mich an. Ehe ich ihn aber wieder befragen konnte, war er schon weggedrängt und im Dunkel verschwunden. Schiffdocks, Werfte, Seilerwerkstätte, aber nirgends Arbeiter. Mittags beim Minister, abends ins Theater, wo ein italienisches Sängerehepaar seine Künste zeigte. Hätten leicht viel schlechter sein können als sie waren. Gingen nach dem ersten Akte."

„20. September. Allein mit dem Platzbedienten ausgegangen. Pferde genommen und den Ritt um die äußeren Mauern Konstantinopels gemacht, womit wir in zwei Stunden zu Ende waren. Genau genommen war mir diese Tour das

Liebste, was ich in Konstantinopel bis jetzt mitgemacht habe. Die Türme und dreifachen Mauern verfallen und mit Epheu umwachsen, militärisch vielleicht lächerlich, aber malerisch einer der schönsten Gegenstände. Auch das rechts der Straße liegende Land sehr hübsch. Ungeheuer die Zahl der Feigenbäume, die in den Gräben wachsen. Den Schluß macht das Schloß der sieben Türme. In der Nähe betrachtet scheint es unbedeutend, von der Ferne aber tritt erst das Innere auch heraus, und dann ist der Eindruck schön, aber keineswegs grauenhaft, wie man vorauszusetzen geneigt ist."

„In die Stadt zurück. Auf den Turm vor dem Hause des Seraskiers gestiegen. Eine schönere Aussicht läßt sich nicht denken. Unter sich die ungeheure Stadt, an die sich, durch Meerarme getrennt, Skutari und Pera als Vorstädte anschließen. Zwischen den bunten Häusern, die sich in der Entfernung gut ausnehmen, die stattlichen Moscheen, von ganz anderer Wirkung als unsere kleinlichen oder gotisch angeschmauchten Kirchen. Von der einen Seite der schön umgebene Bosporus, von der andern das Meer von Marmora, über die Prinzeninsel hinaus sich in der Ferne verlierend, und ganz im Weiten noch einmal über die Hügel herausleuchtend. Ich habe heute meinen schönsten Tag in Konstantinopel gehabt. Schon weil ich —

„O Pera, Pera, türkisches Krähwinkel!
Mit Bürgermeister Stahr und seiner Frauen Dünkel."

„21. September. Heute den scheußlichsten Eindruck auf der ganzen Reise gehabt. War in Skutari bei den heulenden Derwischen. Hatte mich schon frühmorgens nicht ganz wohl gefühlt, etwa als Folge der Anstrengung auf dem gestrigen Ritte, mußte noch dazu beim Frühstück den Kaffee versäumen, der mir einmal des Morgens notwendig geworden ist, und ging daher schon etwas unwohl vom Hause weg. Besehen

noch im Vorbeigehen die Pferde des Sultans, die mir höchst unbedeutend scheinen. Kamen dadurch, von dem Münzingenieur Mr. Taylor geführt, in die äußeren Höfe des Serails. Das Innere kann man leider nicht besehen, da der Sultan es bezogen hat. Hierauf nach Skutari zu diesen Teufeln von Mönchen. Schon Lokal und Kleidung war so bettelhaft und schmutzig als möglich. Ungefähr dreißig Lümmel und drei Kinder zwischen sieben und neun Jahren. Nach Gebeten, deren Anfang wir glücklich versäumten, fingen sie endlich an zu singen oder vielmehr zu stöhnen, zu grunzen, zu bellen, wobei sie den Leib nach ein- und auswärts und den Kopf nach rechts und links bewegten, etwa den Bewegungen eines Schiffs im Sturme ähnlich. Der Vorsteher in der Mitte gab das Tempo an. Von langsam immer schneller und schneller. Nun hoben sie auch stampfend die Füße. Das Geheul wurde immer stärker. Tief im Baß stießen sie immer die Silbe hom! hom! aus, während eine schneidende Tenorstimme falsch in einer ganz verschiedenen oder vielmehr gar keiner Tonart schrillend dazwischen sang. Bald schienen sie nur noch das Mittel zu halten zwischen brandenden Wogen und galoppierenden Pferden. Einer von ihnen, ein wilder Kerl mit struppigen schwarzen Haaren, bekam einen Anfall von fallender Sucht. Er brüllte, bäumte sich, schlug um sich. Drei oder vier warfen sich über ihn, die andern galoppierten wie vorher. Einer von ihnen hatte offenbar durch das Schaukeln eine Art Seekrankheit bekommen. Er gröhlte nur noch, sah aus wie eine Leiche, und ich erwartete jeden Augenblick, daß er sein Frühstück von sich geben werde. Da fiel mich der Ekel und das Grauen über die Entwürdigung der menschlichen Natur übergewaltig an. Ich mußte hinausgehen, und im Freien meine Begleiter erwartend, bezahlte ich mit einem heftigen Kopfweh das widerliche Schauspiel."

„Und in dieser Verfassung mittags zum Minister. Es

ging aber besser als ich gedacht. Ich saß an der Seite des russischen Gesandten Grafen Titof, der ein gebildeter, vielleicht etwas mystisch angeregter, aber völlig interessanter Mann ist. Die Gräfin Hahn-Hahn war auch da, ich konnte aber mit ihr nicht zum Gespräch kommen. Bei Tische trank ich zwei Gläser gutes Wasser, ein Genuß, den ich in Konstantinopel zum erstenmal hatte. In Pera wenigstens gibt es nur Cisternenwasser. Lächerlich kam mir General Jochmus vor, der sein Fes vor den Damen auf dem Kopfe behielt. Mein Kopfschmerz kam wieder, wir machten uns daher gegen 9 Uhr still aus dem Staube."

„22. September. Schlechte Nacht. Lange vor Tagesanbruch, etwa um 3 Uhr, aufgewacht. Höchst aufgeregter Puls, starker Schweiß, war nicht ohne Besorgnis. Doch nach dem Aufstehn besser und jetzt gut. Will mich heute schonen. Das verfluchte Steinpflaster von Konstantinopel richtet mich zu Grunde. Ging doch nach Sankta Sophia, um den Sultan, den ich neulich in der Barke gesehen, heute zu Pferde zu betrachten. Da war aber nichts von Garden und sonstiger Pracht, wie ich erwartete. Einige Reiter, dann der Sultan in seinem doch nicht unkleidsamen Mantel mit der diamantenen Agraffe und dem prächtigen Fes aus dem Serailthor heraus und zwanzig Schritte weit ins Thor der Moschee hinein. Er ließ sein Pferd gar nicht ungeschickt karakolieren, solange er über den Platz ritt, am Thore aber meinte er vermutlich, es sei genug, und ritt ruhig im Schritt hinein. Das gab dem Ganzen etwas Gemachtes, das mir mißfiel. Dann zum Agenten der Lloydschen Dampfschiffgesellschaft Maninich. Scheint ein unterrichteter Mann. Schenkt mir ein mumifiziertes Krokodil, das ich ihm gern zurückgeschenkt hätte. Nehme Plätze für Sonntag nach den Dardanellen. War froh, wieder fortzukommen. Warum? Weil ich mich nicht freute, herzukommen."

„23. September. Morgens im Bette.“

„Schon bin ich müd' zu reisen,
Wär's doch damit am Rand!
Vor Hören und vor Sehen
Vergeht mir der Verstand.

So willst du denn nach Hause?
O nein! nur nicht nach Haus!
Dort stirbt des Lebens Leben
Im Einerlei mir aus.

Wo also willst du weilen?
Wo findest du die Statt?
O Mensch, der nur zwei Fremden,
Und keine Heimat hat.“

„Da sich eine Gelegenheit fand, noch einmal die Moscheen besucht. Der Suleja anja habe ich abzubitten. Sie ist schön in ihren Verhältnissen und in ihrer Einfachheit, da sie alle Farben ausschließt. Nur die weiß und schwarz gestreiften Gewölbbogen sind und bleiben mir unerträglich. Mich abgemüdet und froh gewesen, wieder“

„Abends Abschiedsbesuch beim Gesandten. Graf Schulenburg mit seiner französischen Frau sind da und bleiben bis ½11 Uhr. Wir mußten aushalten, weil der Major noch mit dem Gesandten über Geschäfte zu sprechen hatte. Spät zu Bette.“

„24. September. Erwache um 4 Uhr morgens unter einem bedeutenden Sturme. Gute Aussicht für die heutige Abreise! Schreibe Autographen für das Personal der Gesandtschaft. Der Wind dauert fort. Wie wird das abgehen? Eingepackt. Um 4 Uhr fort.“

„Zu Schiffe von Schwarzhuber und Wickenshauser begleitet. Das Meer macht sich besser, als zu hoffen war. Herrlicher Anblick des Serails von der Seeseite. Fürst Metternich vortreffliches Schiff. Während des Essens im Mar di Marmora dunkelt es bereits. Den jungen Chlumezky

wieder getroffen. Bald zu Bette. Seit langer Zeit wieder einmal gut geschlafen."

„25. September. Vor Tag erwacht. Aufs Verdeck. Einfahrt in die Dardanellen. Bei weitem nicht so schön als der Bosporus. Sestos und Abydos. Ersteres in einem schön bewachsenen Thal, letzteres von kahlen Hügeln begrenzt, die gelb ins Meer hinausschauen. Bei den Dardanellenschlössern angelangt. Das Schiff hält an. Eine Barke mit der österreichischen Konsularflagge legt an. Weiß steigt an Bord. Kaum erkennbar in dem halborientalischen Barte. Steigen in seine Barke; alle Konsulate flaggen. Frühstück. Legt uns einen Plan vor zur Bereisung der Umgegend, der zehn Tage erfordert hätte. Erkläre, nur über zwei, höchstens drei Tage verfügen zu können. Plan zur Besichtigung der Troas in zwei Tagen. Für heute war Abydos, wo wir uns bereits befanden, und das gegenüberliegende Sestos zu besehen. Ersteres ohne besonderes Interesse. Hierauf zu Schiffe an die jenseitige Küste gefahren und dort Pferde bestiegen. Der Xantopulos, ein unterrichteter und wackerer Mann, ist mitgekommen. Zu Pferde eine steile Anhöhe hinauf, von wo sich die reizendste Aussicht darbietet. Zum erstenmale die Baumwollpflanze gesehen. Reiten ins Thal von Sestos hinab. Wunderschön mit Baumgruppen bewachsen. Hierauf am Strande des Meeres rechts an der Anhöhe hin. Ueberall Spuren von alten Bauten. Das Meer an dem Ufer mit Trümmern bedeckt. Auf einem vorspringenden Hügel mag der Tempel Aphroditens gestanden haben. Abends nach den Dardanellen zurück. Schöner Sonnenuntergang. Nirgends habe ich das Meer so lichtblau gesehen. Heiterer Abend, oder vielmehr Mittagsruhe. Gute Betten, vortrefflich geschlafen. Rechne den heutigen Tag zu den angenehmsten meines Lebens. Weiß wird ein tüchtiger Mann werden und es weit bringen. Hat bei vielem Verstand auch ein Herz."

„26. September. Heute soll's nach Troja gehen. Früh aufgestanden, aber unter Zögerungen der Türken mit den Pferden erst spät abgegangen. Hätte gleich anfangs ein großes Unglück haben können. Mein Pferd, das kein anderes vor sich haben will, gleitet noch im Dorfe über eine Brücke aus und stürzt, ich mit, doch ohne mich zu beschädigen oder die geringste Ungelegenheit zu spüren. Von neuem fort. Merke an dem Schmerz in den Füßen wohl, daß ich zwanzig Jahre kein Pferd bestiegen habe. Verzweifle fast, ob ich's aushalten werde, aber mein Verlangen war zu groß, daher frisch weiter. Der Reiseplan dürfte nicht gut angelegt sein. Wir reiten fast den ganzen Tag, bis wir in die Ebene von Troja seitwärts einbrechen und bei Zschiblak die ersten Säulentrümmer und andere Mauern sehen. Den Simois (nach Gewalik) passiert, wo das Wasser den Pferden nicht bis ans Knie reicht. Bei Zschiblak dürfte das Ilium recens der Alten zu suchen sein, also die Stelle, wo einige das alte Troja hinsetzen. Mit welchem Recht, ist mir nicht recht deutlich. Es war Abend geworden, und wir eilten, Bunarbaschi zu erreichen, wo wir mit einbrechender Nacht eintrafen. Der Kawaß, den uns der Pascha der Dardanellen mitgegeben hatte, machte uns Platz in dem Meierhofe des Paschas; man belegte den Fußboden eines erträglichen Zimmers mit Betten. Vorher stiegen wir noch zu den Quellen des Skamander hinab, deren vierzehn bis sechzehn sind, sämtlich von reinstem, hellstem Wasser. Der Fluß bleibt übrigens höchst unbedeutend. Daß dieser Fluß bei Bunarbaschi entspringt, wie nach Homers Beschreibung der Skamander bei Troja, macht die Meinung höchst wahrscheinlich, daß hier das alte Ilion zu suchen sei. Die Umgebungen der Quellen sind übrigens durchaus steiniges Hügelland. Gut gegessen und ebenso geschlafen, selbst ohne Flöhe, was uns am meisten wunder nahm."

„27. September. Frühmorgens auf und die Umgebungen

von Bunarbaschi besehen. Der Hügel, auf dem es liegt, fällt nach rückwärts ab und ist von allen Seiten zu umlaufen, so daß auch dieses Zeichen des homerischen Ilions eintrifft. Einen Grabhügel von aufgehäuften Steinen bestiegen, der Meinung und wohl auch der Wahrheit nach jenen des Hektor. Von hier aus hat man die beste Ansicht des trojanischen Feldes. Ringsum steinigte Hügel. Rechts im Thal die Quellen des Skamander. Weiter drüben, durch Bäume bezeichnet, der Lauf des Simois. Vor sich die Ebene wie zum Schlachtfeld geschaffen, von beiden Seiten durch Hügel eingeschlossen. Rechts die Anhöhen, auf denen das Ilium recens lag, und die wohl die Kallikoloni Homers sind, links der Höhenzug längs des Aegeischen Meeres, der mit dem Kap Sigeum und mit dem Grabhügel des Achill schließt. Längs dieses Höhenzugs mehrere Grabhügel in der Reihe. Die Ebene selbst wellenförmig durch Bewegungen des Bodens unterbrochen und mit Bäumen besetzt. Ueberhaupt die Gegend schön, und, wie es scheint, gut bebaut."

„Wir da wieder zu Pferde und in der Richtung von Alexandria Trojas weiter. Der Weg ansteigend, mit Gesträuch und halbwüchsigen Bäumen besetzt. Kommen endlich bei den Ruinen von Alexandria Trojas an. Zwei der ungeheuersten Säulen, die es irgend gibt; am Boden liegend, fünfunddreißig Schuh lang und gegen sechs Fuß im Durchmesser. Trümmer eines andern Prachtgebäudes mit den ungeheuersten Bogen und den größten Bausteinen, die ich jemals gesehen. Aehnliche Konstruktionen und Bogentrümmer überall zerstreut. Schon am Morgen hatte sich heftiger Sturm aus Süden gezeigt, er nahm immer mehr zu. Unser Plan war, ans Meer hinabzusteigen, nach Tenedos überzufahren und dort morgen das Dampfboot zu erwarten. Die Ausführung zeigte sich aber unmöglich. Kein Schiffer wagte, uns überzuführen. Wir ließen Feuer anzünden, das gewohnte Zeichen für die Barken von Tenedos,

herüberzukommen, aber keine kam. Der Abend brach ein, und es blieb nichts übrig, wenn wir anders das Dampfboot des Lloyd nicht versäumen wollten, als in der Nacht den ganzen Weg nach den Dardanellen wieder zurück zu machen. Nach einem ermüdenden Marsche zu dem nächsten türkischen Dorfe, wo wir in dem Kaffeehause mit Vertreibung aller übrigen Kunden uns etwas erfrischten, setzte sich mit einbrechender Nacht die Gesellschaft wieder zu Pferde. Ich, der ich von dem zweitägigen Ritte ohnehin erschöpft war, legte mich auf einen mit Ochsen bespannten Karren à la Arabe, und so ging der Zug durch die ganze Länge der Ebene von Troja, leider bei finsterer Nacht, nur von den ungemein glänzenden Sternen beleuchtet und durch den Gesang der Grillen belebt; deren Zirpen hier wirklich dem Gesange der Vögel nahe kommt. Auch Glühwürmer kamen hier häufig vor. So erreichten wir in der Morgendämmerung Kum Kale, nachdem kurz vorher mein Ochsenkarren mich beinahe in einen Abgrund hinabgeworfen hatte. In Kum Kale eine Tasse Kaffee genommen und eine Segelbarke bestiegen; die uns in dem heftigen Winde eine halbe Stunde vor Ankunft des Dampfboots in die Dardanellen zurückbrachte. Weiß, der uns nach Smyrna begleiten wollte, findet sein Urlaubsgesuch von dem Internuntius abweislich beschieden; wir trennen uns daher und besteigen allein das österreichische Dampfboot."

„28. September. Der Wind war schon bei der Abfahrt ziemlich stark, Sirokko, also gerade unserer Richtung entgegen. Wir fuhren der trojanischen Küste entlang, die hier bloß den Anblick einer felsigen Hügelreihe darbietet. Ungefähr Tenedos gegenüber der Berg Ida, den wir gestern, von Wolken gehindert, nicht sehen konnten. Gleich wie wir aus den Dardanellen herauskamen, wurde der Wind immer stärker und stärker und wuchs bis zum Sturm, um so widriger, da er uns gerade entgegenblies. Das Meer ging sehr hoch und

wurde mir immer lästiger. Ich suchte des Eindrucks auf jede Art Meister zu werden. Stellte mir das Ganze als ein erhabenes Schauspiel vor, das es wirklich war. Fixierte Punkte an der Küste, um mir das Auf- und Abklettern des Schiffs in Wellen hinauf und hinab zu maskieren. Eine Weile half es, aber nicht lange, besonders wohl wegen der Anstrengungen der verflossenen drei Tage, der durchwachten Nacht, und weil ich desselben Tages außer einer Tasse Kaffee nichts genossen. Zweimal stieg mir das Brechwasser im Munde, und ich überwand die Entwickelung, endlich aber geschah das Unvermeidliche. Ich glaubte nun ungestraft einen Teller Suppe und ein Glas Wein zur Stärkung des Magens genießen zu können, aber ohne Eßlust und von den ungeheueren Schwankungen der Kajüte sehr belästigt. Da der zum Sturm gewordene Wind jede aufrechte Stellung unmöglich machte, legte ich mich zu Bette. Vor Erschöpfung schlief ich bald ein, wachte aber von der ungeheuer verstärkten Bewegung wieder auf. Kopf und Füße gingen wie die Schalen einer außer Gleichgewicht gebrachten Wage. Der Kopf schmerzte ungeheuer da; ohne besonderes örtliches Uebelsein konnte ich mich noch einmal expektorieren. Von da an ward es besser, und ich schlief nach ein paar peinlichen Stunden wieder ein."

„Gegen Morgen waren wir schon im Eingange des Golfs von Smyrna, die See war ruhiger. Ich konnte frühstücken und fühlte die Wohlthat der nötigen, so oft mißbrauchten Stärkung. Gegen zehn Uhr morgens Ankunft in Smyrna. Die Stadt liegt im Hintergrunde einer Felsenkluft, die leider zu kahl ist, um schön genannt zu werden. Aber was käme einem schön vor in solcher körperlichen Verstimmung. Steigen in der Pension du Levant aus, wo wir die Gräfin Hahn-Hahn vorfinden. Besehen uns den Bazar, steigen aufs alte Schloß, dessen Aussicht zu genießen der immer steigende Sturm hindert. Kamele, die zuerst in den Dardanellen vorgekommen, durch-

ziehen in langen Reihen die Straßen. Die Stadt besteht aus ziemlich schlechten Häusern, keine einzige bedeutende Moschee. Besuchen den österreichischen Generalkonsul, der weniger Freude äußerte, als ich aus der alten Verbindung unserer Familie erwartet. Essen der Gräfin Hahn-Hahn zuliebe, die ich bisher ziemlich vernachlässigt, schon um 4 Uhr zu Mittag. Angenehme Unterhaltung. Schenke ihr ein paar klassische Baumblätter, die ich von Ilion mitgebracht, was sie zu freuen schien. Indes war auch das französische Dampfboot angekommen, das uns morgen weiter bringen soll. Nach Tische nehmen wir Abschied von der Gräfin und ihrem Begleiter, die nach Beirut gehen, setzen uns am Meeresstrande in ein griechisches Kaffeehaus, und schlendern des Abends in den Straßen umher, wo wir Gelegenheit hatten, die beste Meinung von der Wohlgestalt der smyrnaischen Damen zu fassen. Früh zu Bette."

„29. September. Zahlen die ungeheure Rechnung. Ein Golddukaten fiel auf meinen Teil für das gemeinschaftliche Schlafzimmer, ein Mittagsmahl und ein schlechtes Frühstück, und lassen uns nach dem französischen Dampfboot hinaus rudern, das uns nach Syra bringen soll. Das Schiff schön, die Offiziere artig, das Frühstück gut — bis auf das Fleisch, das im Orient überall schlecht ist. Abfahrt. Der Sturm aus Süden hatte während der Nacht zugenommen, aber die vortreffliche Bauart des Schiffs machte die Bewegungen milder. Auch schien mir, als ob trotz des vermehrten Windes die Wellen minder hoch gingen, endlich macht die Gewohnheit alles leichter. Der Wind war übrigens so stark und so konträr, daß der Kapitän davon sprach, in einem Hafen vor Anker zu gehen. So schleppten wir uns fort, leider durch die Unmöglichkeit, aufrecht zu stehen und den den Sirokko begleitenden Dunstnebel gehindert, den Anblick der Küste zu genießen. Ich konnte, ohne mich sehr belästigt zu fühlen, zu Mittag essen.

Die beiden Engländer Mr. Kathlik und der langweilige Edwards waren mit demselben Schiffe von Konstantinopel angekommen, zugleich mit ihnen eine ganze Kolonie junger Engländer, so daß man bei Tische in old England zu sein glaubte. Ein italienischer Dominikanermissionar, der mich als Katholiken sehr in Affektion nahm u. s. w. Die Zeit verging aber, wie das ihre Gewohnheit ist."

„So ging der 30. Sept. unter immerwährenden Besorgnissen des Schlechterwerdens und in der Unmöglichkeit, aufrecht zu stehen und irgend ein Objekt mit Behagen betrachten zu können, vorüber. Die Nacht war arg, ich ertrug sie aber leidlich."

„Der 1. Oktober brach an, und wir hatten bald den Ort unserer jetzigen Bestimmung, Syra, vor Augen. Der Anblick der Insel ist kahl, die Stadt aber, wie eine Bischofsmütze bis zur höchsten Spitze eines Berges empor gebaut, nimmt sich nicht übel aus. Gegenüber der Stadt auf einem ganz kahlen Felsen das Lazarett der Quarantäne. Im Hafen lagen schon zwei französische und ein österreichisches Dampfboot. Unser Schiff hatte die gelbe Pestflagge ausgesteckt. Boote mit demselben Wimpel umkreisten uns. Endlich ward eine Barke mit uns und unsern Effekten beladen. Vier Engländer, zwei konstitutionelle Griechen und einiges Gesindel gesellten sich bei, und so wurden wir nach dem Lazarett hinüber gerudert. Dort angekommen, warf man unser Gepäck brutal an die Felsen des Ufers und überließ uns unserem Schicksal. Der Major blieb zur Aufsicht zurück, und ich ging in die Quarantäne, konnte aber niemand finden, der Italienisch verstand, so daß, als ich endlich in die Kanzlei kam, der griechische Lohnbediente der Engländer die einzig übrigen guten Zimmer weg hatte, und wir mit einem elenden schmutzigen Loche mitten unter stinkenden Türken und Griechen vorlieb nehmen mußten. Wir sandten sogleich Botschaft an den österreichischen Konsul

und an den Direktor der Anstalt Pio Terenzio. Letzterer kam auch, da aber alle Zimmer vergeben waren, mußten wir in unserem Loche aushalten, und das einzige, was wir erreichten, war, noch an selbigem Abende spoglio machen zu können. Der spoglio selbst war die lächerlichste Ceremonie, die sich denken läßt. In kleinen Kämmerchen nächst der Kanzlei hatte man jedem von uns ein heißes Bad bereitet. Die Kleider mußten wir in eine Art Schublade legen, die, sowie wir ins Wasser stiegen, nach außen fortgezogen und erst, als das Bad vorüber war, wieder hereingeschoben wurde. Da fanden wir denn statt unsrer Kleider einen Schlafrock, ein Hemd ohne Haft oder Knopf, Unterhosen, die uns den Bauch zusammenklemmten, eine weiße Schlafmütze. Kurz, wir mußten laut auflachen, als wir uns wechselseitig erblickten. Mein Geld ward während des Bades ebenfalls in ein Gefäß mit Wasser geschüttet. Nur die Uhr durfte behalten werden, der ich motu proprio meine Cigarren beifügte, um sie vor dem Gestank der Räucherung zu retten. Während wir uns nämlich in der Brühe befanden, wurde unser Zimmer mit den ausgepackten Kleidern und den geöffneten Koffern durchstänkert, wir selbst aber für diese Nacht ins erste Geschoß in ein Zimmer geführt, das zu dem für den erwarteten Fürsten Maurokordato aufbewahrten Appartement gehörte. Die Möblierung übrigens war gar nichts weniger als fürstlich, namentlich die Betten nicht viel besser als ein Bund Stroh, welche Beschaffenheit unsere Lagerstätten während der ganzen Dauer der Quarantäne beibehielten. Morgens erhielten wir unsere Kleider wieder und begaben uns wieder in unsre stinkende Wohnung, die von den Pesträucherungen nunmehr doppelt stank. Fürchterlicher Kaffee zum Frühstück. Zu Mittag gute Suppe, leibliche Fische, vortreffliche Trauben, mittelmäßiger Wein, aber alles Fleisch so ausgesucht schlecht, so zäh und hart, daß kein Messer, viel weniger Zähne dessen Herr werden konnten."

„Das Quarantänegebäude ist ganz zweckmäßig, ja hübsch, gegenüber der Stadt auf einem ganz kahlen Felsen erbaut. Da ist kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm. Der Boden mit Felsen und spitzen Steinen bedeckt, so daß jeder Tritt schmerzt, und wir uns erst mit unsrer Hände Arbeit durch Aufräumen der Steine einen Spazierweg bahnen mußten. Noch dazu wird der Aufenthalt im Freien durch die immerwährenden Stürme verleidet, die, wie früher aus Süd, jetzt aus Nord und Nordost über die Insel herrasen. Unser Gesichtskreis wird gegenüber durch die Hauptstadt der Insel Syra, links durch kahle Berge mit dürftigen Bepflanzungen, rechts durch die Insel Tino mit vielen wie Schwalbennester an den Klippen hängenden Ortschaften und die Ausläufer von Mikone begrenzt. Ein- und auslaufende Schiffe beleben einigermaßen die Gegend. Da werden denn mit dem Fernrohr die Wimpel beobachtet, von einer einlaufenden englischen Kriegsbrigg die Kanonen gezählt, die Manöver beobachtet. Die vier Dampfschiffe, die anfangs im Hafen lagen, haben uns verlassen, und der Sturm verscheucht neue Gäste. Ich bezeichne nicht mehr die einzelnen Tage, denn eine große Langweile verschlingt alle Unterschiede. Glücklicherweise hatte ich in meinen Koffer Chalybäus' Geschichte der neuen Philosophie eingepackt. Die Seiten wurden gezählt und fünfzig für jeden Tag schien genug, um die neun Tage der Gefangenschaft auszufüllen. Da wird denn aufgestanden, der entsetzliche Kaffee getrunken, ein wenig im Winde spazieren gegangen, dann gelesen, wo uns denn Herbarts Menades andern gescheiten Männern unerklärlich, Schellings System aber höher als die Klippen, widriger als der Wind und unfruchtbarer als das Meer vorkamen."

„Am 9. Oktober, als meinem Namenstage, ward uns endlich eine bessere Kammer mit der Aussicht auf das Meer und minder den mephitischen Dünsten ausgesetzt, zu teil, ohne

unsere Lage erträglicher zu machen, denn jeder Tag mehrt im geometrischen Verhältnisse die Unleidlichkeit. Ein einzelner würde sich in Gedanken vertiefen, zu zweien gehen sie aus, weil zu dem Unangenehmen der eigenen Lage noch das Mitleid über die des andern kommt."

„Als wir ankamen, war das Geschrei im Hofe unerträglich. Da alle Bedürfnisse nur mittels einer Schublade durch das Menageriegitter geschoben werden, das im Hofe abschließt, so war der Anforderungen und des Schreiens kein Ende. Jetzt wird die Zahl der Gefangenen täglich geringer, und fünf Engländer, die sich mit Rattenfangen und Schwimmen unterhalten, zwei konstitutionelle Griechen, deren einer den König Otto einen imbécile genannt hat, zwei liederliche Französinnen aus Aegypten in Begleitung zweier Türken, zwei alte Griechen mit dem Lümmel Adonis machen die ganze Gesellschaft aus. Letzterer ist ein etwas derber Bursche von etwa zwanzig Jahren, prächtig, nur zu stark gebaut, hübsches Gesicht, aber unreines Fell. Am verflossenen Sonntag sah er in brauner Jacke und kurzen Pumphosen, weißer Schürze, rotem Fes und stahlblauen Strümpfen an den modeartig geformten Beinen wirklich prächtig aus. Seitdem hat er mit dem abgelegten Sonntagsstaate viel verloren."

„9. Oktober. Endlich schlug der Tag der Erlösung. Durch den spoglio war die Dauer der Quarantäne um 5 Tage abgekürzt worden, und heute gab uns der Oberguardiano durch einen Handschlag die Freiheit. Eine Barke war schon bestellt. Wir bezahlten die ungeheure Rechnung, etwas mehr als einen Dukaten für den Tag, warfen Trinkgelder aus nach allen Seiten, und ließen uns nach Hermopulos, der Hauptstadt von Syra, hinüber rudern. Schon gestern war uns durchs Fernrohr ein besonderes Treiben unter dem Volke der Hauptstadt unter unaufhörlichem Glockengeläute aufgefallen, das selbst der Sonntag nicht hinlänglich zu erklären schien.

Auch heute bemerkten wir festliche Anzüge unter der Menge und erfuhren dann, daß an beiden Tagen die Wahlen für die bevorstehende Ständesitzung stattgefunden hätten. In Athen war nämlich, wie wir schon in den Dardanellen gehört hatten, eine Revolution ausgebrochen, und der König genötigt worden, eine Konstitution anzuerkennen. Der Anteil unter dem Volke schien übrigens nicht groß. Man hatte uns das Wirtshaus de toutes les nations als das beste empfohlen. Wir ließen uns dahin bringen, fanden aber nur eine finstere Kammer unbesetzt, die offenbar nicht schlechter war als unser Pestkobel im Lazarett. Doch Not kennt kein Gebot: wir nahmen die camera obscura ... Gleich nach dem schlechten Frühstück bestiegen wir im Gefühle der wiedererlangten Freiheit eine Anhöhe im Süden der Stadt und genossen der himmlischen Aussicht auf Meer und Inseln. Gräßlich ist der Weg durch die obere Stadt. Keine Straße oder nur Gasse — nur Kloake und Winkel. Da aber die Häuser sämtlich von Bruchstein sind, machen sie doch keinen schlechten Eindruck. Nach Tisch gingen wir nach der Nordseite bis über den Eingang des Hafens hinaus. Hier ist die Aussicht noch bezaubernder und die Stadt wirklich schön. Wohl gepflastert, die Häuser nach Art der Landhäuser klein, aber durchaus von Stein und geschmackvoll, ja elegant gebaut. Man hat eine neue Straße als Spaziergang angelegt, der zu den Höhen außer dem Hafen führt. Wir stiegen hinauf. Die Berge sind kahl, überall Steine, vom Marmor und Granit bis zum Schiefer und Kalkstein. Kein Baum, kein Grashalm, nichts als Distel und eine Art stachlichter Ginster, aber dafür Salbei, Thymian und andere trockene Pflanzen von einem solchen Wohlgeruche, daß man sich fast betäubt fühlt. Wir lagen da wohl zwei Stunden und genossen der Aussicht auf Meer und Inseln und des himmlischen Abends. Die Formen haben etwas Pittoreskes, dazu der von Natur wohlgesittete, wohl-

gebildete Menschenschlag, in den mittelländischen Gegenden läßt sich nichts damit vergleichen."

„Früh zu Bette. Vor Lärm im Wirtshause nicht einschlafen können. Die Nacht durch den Luftzug wachgehalten, der durch die Spalten unserer Kammer eindrang, bei Tagesanbruch durch das Krähen der Hähne aufgeweckt. Dazu die Hitze von den widerlich starken Weinen — habe beinahe nichts geschlafen."

„10. Oktober. Spät aufgestanden. Vormittags war viel für unsere morgige Abreise zu besorgen. Hierauf gingen wir vom Hafen aus längs des Meeres hin, wurden aber bald von der Zwölfuhrglocke zurückgerufen, da man hier um diese Stunde zu Mittag speist. Bald nach Tisch mieteten wir eine Barke und ließen uns ins Innerste des Hafens führen, wo wir uns entkleideten und trotz des starken Südwindes ein Seebad nahmen. Hierauf wieder auf unsern geliebten Windmühlenhügel. Die Inseln waren aber mit Wolken bedeckt, und die Sonne geht schon um ½6 Uhr unter. Die gestern belebte Abendkonversation mit hiesigen jungen Handelsleuten, worunter einer, der deutsch spricht (der deutsche Musiklehrer war heute nicht zugegen), wollte sich jedoch nicht geben, und ich sitze gegenwärtig um ½9 Uhr schon in unserer Schlafkammer und kritzle diese Zeilen, da mir der griechische Lärm im Vorhause nicht erlaubt, an Schlaf zu denken."

„Im ganzen gefällt mir Syra sehr wohl, glaube aber, was mir die jungen Italiener an der Wirtstafel sagen, daß man nach drei Monaten Aufenthalt Lust zum Aufhängen bekomme. Dürre und Sterilität im höchsten Grade. Die männlichen Einwohner bloß mit ihrem Handel beschäftigt, die Weiber der besseren Stände, halb orientalisch, meist zu Hause. Man mußte hier, wie wir im Lazarett thaten, zur Lektüre von Chalybäus' Darstellung der neuesten deutschen Philosophie seine Zuflucht nehmen. Die Aridität lädt kongenial dazu ein."

„11. Oktober. Die ganze Nacht gewittert, Regen und Sturm. Der Regen, der erste seit sechs Monaten in Syra, setzt sich auch den Vormittag über fort. Das österreichische Dampfschiff von Konstantinopel, dessen Briefe wir nach Athen mitnehmen sollen, und dessen Ankunft wir abwarten müssen, ist noch immer nicht gekommen. Wir gehen nachmittags auf unser Observatorium zu den Windmühlen und schauen mit Fernröhren nach der Gegend, woher es kommen muß, zwischen Tino und Mykene, müssen uns aber mit der Aussicht im allgemeinen begnügen, denn von dem Dampfschiffe keine Spur, haben daher in Syra noch eine Nacht zuzubringen. Gegen Nacht verbreitet sich das Gerücht, es sei gekommen, werde aber des schlechten Wetters wegen erst morgen abend abgehen, denn Gewitter, Regen und Sturm haben sich wieder eingestellt."

„12. Oktober. Es regnet noch immer in Strömen. Das gestern angekommene Dampfboot war kein österreichisches, sondern eins der griechischen Regierung, das die Nachricht brachte, daß Kolokotroni wegen eines Versuchs zu Gunsten des Königs von Athen nach Tino verwiesen worden sei. Die Parteien fangen also an, sich zu zeigen, eine schlechte Aussicht für unsere Ausflüge ins Innere Griechenlands. Das nach Athen bestimmte Schiff wird aber heute gewiß abgehen, auch wenn die Brieftaube nicht einlangt. Desto besser. Länger in Syra zu bleiben, das man am ersten Tage auswendig weiß, wäre zu arg."

„Im Wirtshause den griechischen Oberstlieutenant Fabricius getroffen, der seit 1824 in Griechenland diente und daher samt allen Deutschen entlassen und verbannt ist. Ein gescheiter, wohlgebildeter Mann, der anfangs krank schien, in der Unterhaltung mit seinen Landsleuten aber zu unserer großen Freude sich allmählich zu erholen schien. Er schreibt alles Unglück den Ratgebern des Königs zu, betrachtet aber die Konstitution als eine von vornherein unvermeidliche Sache. Mit ihm den Konsul Forestier besucht, ein gebildeter, gut

sprechender Mann mit einem weggeschossenen Bein, der aber in seiner Rede und Berichten, die er uns vorlas, witziger scheint, als für einen Beobachter von Profession zulässig scheint. Endlich abends um 7 Uhr fuhren wir mit dem Kapitän ans Dampfschiff."

„Das Wetter windig und noch dazu konträr. Lege mich gleich bei der Ausfahrt, wo Wind und Wellen das Dampfboot dermaßen zu schütteln anfangen, daß ich das Uebelste erwarten mußte. So dauert es fort bis gegen 1 Uhr morgens, ohne daß ich ein Auge zuthun konnte; von da an wurde es milder, und gegen Morgen schlief ich mit Unterbrechung ein paar Stunden. Gegen 6 Uhr stand ich auf und ging aufs Verdeck. Da hatten wir das Kap Sunium schon passiert. Aegina und Salamis lagen links von uns, letzteres viel kleiner, als ich mir gedacht, so daß man kaum begreifen kann, wie eine Seeschlacht mit der ungeheuren persischen Flotte da stattfinden konnte. Rechts, vom Meere entfernt, wie eine Krone die Anhöhe, auf und an der Athen liegt. Die Sonne beginnt nach und nach die einzelnen Umrisse zu beleuchten. Die Akropolis, ein Palast, wahrscheinlich des Königs, die Spitze des Hafens Piräus kommt uns entgegen. Wir laufen ein. Hier hätte man Neuathen bauen und das alte als Antiquität behandeln sollen. Wahrscheinlich auf eine Idee des albernen Königs von Bayern, der vielleicht das ganze Unglück seines Sohnes verschuldet hat. Kommen endlich vor Anker. Der Major besucht einen alten Marinekameraden auf der im Hafen liegenden österreichischen Korvette, und ich kritzle indes diese Zeilen. Der Zweck meiner Reise scheint verfehlt, denn Oberstlieutenant Fabricius rät uns die Reise ins Innere des Landes aufs entschiedenste ab. Wir werden eben sehen."

„Endlich kommt der Major in dem Boote des Kriegsschiffes zurück und holt mich auf die Korvette ab. Mache die Bekanntschaft des Kapitäns, der eben für den ganzen Tag

bei Prokesch zu Mittag geladen ist. Wir gehen zusammen ans Ufer, frühstücken, was vor allem ich notwendig hatte, und fahren in zwei Wagen nach Athen. Eine dürre, staubige Straße, rechts Ueberbleibsel der langen Mauer. Endlich die ersten Häuser des neuen Athen. Wir fahren beim Gesandten vor und werden in sein Haus aufgenommen. Der Aufstand ist noch in vollem Gange. Lärmende Haufen durchstreifen die Stadt. Erzählung der Hergänge. Es scheint auf das Leben des Königs abgesehen zu sein. Vor Tische fahren wir mit Prokesch zum Jupitertempel hinaus. Die Säulen herrlich. Jedermann weiß, daß der Tempel einer der grandiosesten der Welt gewesen. Mehr aber als all diese Trümmer interessiert mich die Quelle des Ilyssos, an der Plato spazieren ging, die vielgenannten Berge, die das Thal von Attika umschließen, die Aussicht aufs Meer mit Salamis, Aegina, die Natur, die immer war, was sie jetzt ist, und dazu Zeugin jener unsterblichen Thaten und Werke. Die Bauwerke machten mich staunen, die Hügel und Flußbetten trieben mir die Thränen in die Augen."

„13. Oktober. Bei Nacht fester und langer Schlaf. Wache aber mit dem Gefühl der Verkühlung auf und bin wirklich dem Durchfall —. Mein Kopf ist einer solchen Masse von Eindrücken nicht mehr gewachsen. Gehen demungeachtet auf die Akropolis. Wir werden uns auf Athen beschränken müssen, da man im Lande jeden Deutschen für einen Bayern hält, und jeder Bayer so verhaßt ist, daß man ihn überall mißhandelt, verwundet, ja töten würde, wenn nicht Hilfe zu rechter Zeit käme. So ist denn der Hauptzweck meiner Reise verfehlt. Ich werde den Parnaß, ich werde Delphi nicht sehen. Neun Tage Quarantäne halten zu müssen, um mich acht Tage in Athen herumtreiben zu können! Herumtreiben, denn auch hier kann man einsame Gegenden nicht besuchen, und auch diese nur von wohlbekannten angesehenen Personen begleitet.

Ueberall begegnet man mißtrauisch auflauernden Gesichtern. Also auf die Akropolis. Was man hier an Bauwerken sieht, macht im ersten Augenblick einen kaum angenehmen Eindruck, den der Zerstörung. Erst in den folgenden Momenten baut sich an die Ueberbleibsel das Großartige neu empor."

10.

So schließt das Bleistiftmanuskript, welches den sonst in Worten streng einhergehenden Dichter gleichsam in Schlafrock und Pantoffeln schreibend darstellt. Nicht durch den Satzbau läßt er sich aufhalten, heimatliche Wendungen und Ausdrücke verschmäht er nicht, um rasch den Inhalt der Vorgänge niederzuschreiben. Und eine Menge kleiner Charakterzüge des Schreibenden kommen da zu Tage, welche uns intim mit Grillparzer bekannt machen.

Er hätte dies Manuskript nie drucken lassen in so nachlässiger Fassung. Aber die Nachwelt macht keine Umstände, wenn sie was Neues, oder auch nur was Näheres erfahren kann.

Die Gräfin Hahn-Hahn erwähnt in ihren orientalischen Briefen, daß sie Grillparzer zweimal begegnet sei. Von der ersten Begegnung in Konstantinopel sagt sie: „Grillparzer ist ein freundlicher, schlichter Mann, dem man die schauerliche Tragödie (Ahnfrau) gar nicht ansieht." Zur zweiten Begegnung in Smyrna schreibt sie: „Ich freu' mich recht, daß ich in Wien, welches mir immer lieb gewesen ist, eine angenehme Bekanntschaft mehr habe, denn er (Grillparzer) ist mir angenehm wie alle Menschen, die bei einem schönen und großen Talente schlecht und recht geblieben sind, wie Gott sie erschaffen hat. Man sollte meinen, das sei sehr wenig und sehr natürlich.

Ja, wenig mag es wohl sein, aber ach! nichts ist so selten, als das Natürliche."

Auf dem Adriatischen Meere, das ihn ebenfalls mit groben Wellen plagte, fuhr Grillparzer heimwärts über Triest, und hielt erst in Graz eine kurze Weile still, seinen Aerger aussprechend über das tückische Geschick, welches ihn mit den bayrischen Griechen vertrieben.

In Wien aber entwickelte sich jetzt immer deutlicher und lauter das Bedürfnis, den würdigen Mann als ersten Dichter des Landes zu feiern. Leute wie Bauernfeld, Ludwig August Frankl, Foglar machten es sich zur Lebensaufgabe, seinen Ruhm zu verkünden. Es wurde ihm eine Medaille gewidmet und an seinem Geburtstage 1844 ein großes Fest veranstaltet. Die Schriftsteller Wiens hatten sich zu einer Gesellschaft „Konkordia" vereinigt, der Gefahr polizeilicher Auflösung trotzend, und diese Konkordia verherrlichte den Dichter in mannigfacher Weise. Ja, die Regierung sogar, oder richtiger gesagt der Finanzminister Kübeck nahm Notiz von dem Wunsche, den alternden Poeten auszuzeichnen! Es wurden ihm dreihundert Gulden jährlicher Personalzulage gewährt.

Wahrscheinlich wußte Kübeck dabei gar nicht, daß er Grillparzer Dank schuldig wäre. Als er vor Jahren ans Ruder gekommen und sich durch liberale Maßnahmen hervorgethan, hatte Grillparzer ein flammendes Gedicht auf ihn gemacht, es aber nicht veröffentlicht, um nicht als Schmeichler zu erscheinen.

Bald darauf trat auch die Vakanz ein in der Hofbibliothek, die schon erwähnt worden ist, und zwar trat sie zweimal ein. Beim erstenmal wurde ihm der Slavist Kopitar vorgezogen, und Grillparzer wie die Wiener konnten nichts einwenden, denn Kopitar war eine wissenschaftliche Größe. Als er kurz darauf starb, war ganz Wien der Ueberzeugung, nun müsse und werde Grillparzer die erste Kustosstelle er-

halten. Es erhielt sie aber, wie schon gesagt, der Baron Eligius von Münch, der gar keinen Anspruch aufweisen konnte, als die am richtigen Orte angebrachte Empfehlung durch seinen Onkel, den Präsidenten des Bundestags, Grafen Münch.

Das machte peinliches Aufsehen in Wien, und war eine der ärgsten Kränkungen, welche Grillparzer erfahren. Das kleine Gedicht spricht es aus:

Man gab mir einen Kummer,
Man gab mir eine Qual,
Die tief am Leben naget,
Das längst schon geht zu Thal.

Man gab mir die Gewißheit,
Mein Streben sei verkannt,
Und ich ein armer Fremdling
In meinem Vaterland.

Man hat beim nah'nden Winter
Verweigert mir das Nest,
Und hieß mich weiter wandern
Für meines Lebens Rest.

Doch ist's der Lauf der Zeiten,
Ein Trost nur stellt sich dar:
Bin ich auch nichts geworden,
Ich blieb doch, der ich war.

Die öffentliche Meinung Wiens äußerte sich über diesen Vorgang mit ungewöhnlicher Schärfe und ohne Scheu. Ueberhaupt beginnt inmitten der vierziger Jahre die politische Bewegung in Wien und steigert sich von Jahr zu Jahr. Der Ausbruch von 1848 war innerlich längst vorbereitet. Auch Grillparzer nahm warmen Anteil daran, daß der Staat in andere Bahnen gelenkt werde. Er nahm teil an Versammlungen, welche dies Thema erörterten und betrieben, ja in einer dieser Versammlungen stand er einmal plötzlich auf und hielt eine

flammende Rede gegen die eingerissene Verknechtung. In dem weiter unten folgenden Aufsatze gegen die Wiener Märzrevolution verleugnet er jede solche Teilnahme. Sie ist aber verbürgt. Die Censur war der verhaßteste Punkt, und eine Anzahl von Notabilitäten unterschrieb eine Petition an die Regierung um Beseitigung dieses Zwanges. Grillparzer unterschrieb ebenfalls diese Petition.

Dieser Drang nach einer Staatsveränderung, dieses Ueberfluten der Politik wurde in der nächsten Zukunft folgenreich für Grillparzer. Er wurde hineingezogen in den Strudel, er erschien als Parteimann, er wurde verkannt, er wurde angefeindet. Von Grund aus war er ein liberaler Mann, aber wie er in der Dichtung streng auf richtiges Maß drang, so verlangte er auch für den Liberalismus konservative Grenzen. Er hatte die tiefste Scheu vor Unordnung. Und er verlangte vor allem, er verlangte überall sein Oesterreich.

Diese starke Liebe zu seinem österreichischen Vaterlande ist sein Schicksal, man möchte sagen, ist sein Verhängnis gewesen. Durch sie ist er ein sensitiver Teilnehmer an allen Abschwächungen Oesterreichs geworden, welche dies Reich während Grillparzers Leben erlitten hat. Nie kam eine Stärkung, und am Ende kam sogar die völlige Trennung von Deutschland, während für ihn Oesterreich und Deutschland Zwillingsbrüder sein sollten. So lebte er immerwährend in einer zornigen Gereiztheit, namentlich gegen Norddeutschland. Er äußerte sich geringschätzig über dessen Poesielosigkeit, er unterließ die Verbreitung seiner Stücke über die österreichische Grenze hinaus und erntete dafür die Nichtachtung seiner Dichtungen. Noch in neuer Zeit schreibt ein norddeutscher Kritiker: „Grillparzer ist ein österreichischer Dichter, der zufällig nicht magyarisch oder czechisch, sondern deutsch geschrieben hat. Seine Dichtungen können nicht als Manifestation deutschen Geistes gelten.“

Und all das, weil sein Oesterreich, wie er sagte, gemißhandelt wurde, all das, obwohl niemand so wie er die Fehler und Gebrechen seines Oesterreich kannte und beklagte. „Der Katholizismus," schreibt er einmal, „ist an allem schuld. Gebt uns eine zweihundertjährige Geschichte als protestantischem Staate, und wir sind der mächtigste und begabteste deutsche Volksstamm. Heute haben wir nur noch Talent zur Musik und — zum Konkordate."

In ruhiger Stimmung pflegte er übrigens auch Norddeutschland günstig zu beurteilen trotz seines Oesterreichertums, und da pflegte er zu sagen: Schickt unsere jungen Männer nach Norddeutschland, damit sie was lernen, und holt junge Norddeutsche zu uns, damit sie warm werden.

Was half es ihm, daß er all den herrschenden politischen Strömungen geistig überlegen war, an sein specifisches Vaterland innerlichst gefesselt mußte er immer wieder entsagen und entsagen. Und wie ehrlich war er doch auch politisch bei all seinem Oesterreichertum! Er besaß einen weiten politischen Blick und trotz seines Widerwillens gegen die Czechen bringt er doch am Schlusse der Libussa die Prophezeiung: die Slaven werden alles unterjochen.

Wie er sich zur Wiener Märzrevolution verhielt, bezeugt folgender Aufsatz, welcher sich in seinem Nachlasse vorfindet:

„Ich will meine Erinnerungen aus dem Revolutionsjahre 1848 niederschreiben. Da tritt denn gleich von vornherein ein bedenklicher Unstern scheinbar hindernd entgegen. Ich habe an jenen Begebenheiten durchaus keinen Anteil genommen. Nicht allein, daß ich den Vorbereitungen und dem Ausbruch ferne blieb, eine mit meiner innersten Natur verbundene Empfindung hinderte mich sogar, den einzelnen Hindernissen Schritt für Schritt zu folgen. Menschen, die sich ihr ganzes Leben mit dem reinen Verhältnisse der Kunst und Wissenschaft beschäftigt haben, überfällt gegenüber der jede

Möglichkeit einer Berichtigung übersteigenden Verkehrtheit leicht das Gefühl eines bis ins Innerste gehenden Ekels, und man weiß wohl, daß der Ekel die entnervendste Stimmung des menschlichen Wesens ist."

„Wer wird aber mit solchen Stimmungen sein Betragen rechtfertigen? Warst du mit dem vormärzlichen Zustande zufrieden? Hast du keine Aenderung gewünscht? Glaubst du, daß der Mensch nicht Hand anlegen soll, um unleidliche, nichtswürdige Verhältnisse zu verbessern? Alle diese Fragen mit Ja beantwortet, muß doch bei allem Praktischen auf die Umstände Rücksicht genommen werden. Wäre der österreichische Staat ein kompakter, von ein und demselben Volksstamme bewohnter, oder wären diese Volksstämme von dem Wunsche des Zusammengehörens und Zusammenbleibens beherrscht, wäre die Zeit eine solche gewesen, daß ein vernünftiges Einhalten nach Erreichung vernünftiger Zwecke vorauszusetzen gewesen, ich hätte die Hand freudig zu jedem Reformversuch geboten, oder — um mir nicht zu viel Thatkraft anzudichten — wenigstens jeden solchen, wenn auch gewaltsamen Versuch mit meinen Wünschen und mit meinem moralischen Einfluß auf meine Landsleute unterstützt. So aber war — und gerade damals im höchsten Grade — von allem dem das Gegenteil. Polen befand sich bereits im Aufstande, Ungarn erwartete nur das Signal zu einem gleichen; die lächerliche Nationalitätsfrage hatte allen Volksstämmen der österreichischen Monarchie eine centrifugale Bewegung eingedrückt. Die Brandschriften der letzten zehn Jahre, die frischen Eindrücke der französischen Februarrevolution hatten eine solche Stimmung in der Masse verbreitet, daß bei jedem gewaltsamen Ausbruche ein Ueberschreiten alles vernünftigen Maßes mit Zuversicht vorausbestimmt werden konnte."

„Aber ungeachtet jener Abhaltungsgründe mußte dem österreichischen Staate ein großer Teil der nötigen Reformen

gerade durch ruhiges Abwarten auf eine völlig gefahrlose Weise notwendig zu teil werden. Preußen befand sich durch frühere Versprechungen, durch die unvorsichtigen Redeübungen seines Königs, durch seine Stellung in der Mitte der allseitigen Bewegung in der notgedrungenen Lage, dem, was die Zeit begehrte, nicht länger widerstehen zu können. Hörte aber Preußen auf, ein absoluter Staat zu sein, so mußte Oesterreich entweder aus dem deutschen Bunde ausscheiden oder seinen Völkern Zugeständnisse machen, die, so gering sie gewesen wären, oder vielmehr gerade weil sie gering waren, den glücklichen Anfang zu einer fortschreitenden, dem Bildungsgrade der Nation angemessenen Entwickelung dargeboten hätten. Man sage nicht — da auch in Preußen eine solche Umkehrung nicht ohne Unruhe vor sich gegangen wäre — es sei lieblos, von dem Schaden seines Nachbars Vorteil zu ziehen. Denn einerseits ist ja mit fremdem Schaden klug werden eine oft belobte Lebensregel, anderseits hat Preußen alles das, was Oesterreich fehlt, um eine solche Bewegung ohne nachhaltigen Schaden zu bestehen. Ein kompakter Staat, die Einwohner zusammengehörig und jedem Trennungswunsche fremd, die innere Verwaltung nur geringer Verbesserung bedürftig. So wie Frankreich aus allen inneren Stürmen als das einige und mächtige Frankreich hervorgegangen ist, dürfte auch Preußen ähnliche, ohne Zweifel unendlich geringere Schicksalsprüfungen ungefährdet überstanden haben."

„So viel von jenen Umwälzungsbestrebungen dem Grundsatze nach. Geht man aber weiter zu den Mitteln der Ausführung, so zeigt sich, daß diese so kindisch als jene gefährlich waren, obwohl die Voraussicht von der Wirklichkeit widerlegt worden ist. Aber bei der Ausführung eines Planes die vollkommene Absurdität seines ganz und gar absurden Gegners voraussetzen, kann doch nie eine vernünftige Berechnung genannt werden."

„Kaiser Franz in seiner Engherzigkeit und Gedankensteifheit hatte beschlossen, seinen Staat von allen Neuerungen entfernt zu halten. Kurzsichtig, aber in der Nähe scharf sehend führt er zu diesem Ende einen Polizeidruck ein, der in der neueren Gesellschaft kaum ein Beispiel hat. Wenn er dann mit Ungarn eine Ausnahme machte, so war es teils die Macht der Gewohnheit, da Ungarn denn doch von jeher eine Konstitution hatte, teils weil er hoffte, in dem dort herrschenden aristokratischen Princip ein Gegengewicht gegen die demokratischen Bestrebungen der Zeit zu haben. Er vergaß, daß in den Zeiten der Aufregung jeder durch die Vernunft nicht gerechtfertigte Enthusiasmus immer in den allgemeinen Strom einmündet und die Richtung der Zeit einschlägt, wie denn auch aus den ungarischen Aristokraten augenblicks die wütendsten Demokraten geworden sind. Den Ungarn also ward Spielraum gegeben, auf den übrigen Provinzen lastete ein eiserner Druck."

„Fürst Metternich, von Hause ein liebenswürdiger, geistreicher, aber in seiner ersten Epoche leichtsinniger und sein ganzes Leben lang durch seine Gelüste (im besseren Sinne des Worts) bestimmter Mann, war während der Regierung des Kaisers Franz der entschiedenste Tadler jener beengenden Maßregeln seines Herrn gewesen. Er machte sich mit seinen Vertrauten über die Kleinkrämerei des österreichischen Staatswesens lustig, und seine Begeisterung für Lord Byron und ähnliche Geister zeigte deutlich, wie sehr seine ursprüngliche Natur aller Entwürdigung der Menschennatur fremd war. Als aber Kaiser Franz starb, war er alt, bequem und hochmütig geworden. Zehn Jahre früher hätte er vielleicht Reformen die Hand geboten und sie auch bei dem abgöttischen Ansehen, in dem er bei der Regierungsgewalt stand, durchgesetzt. Jetzt aber wußte er nichts, als in dem alten Schlendrian fortzufahren. Er adelte die unfreiwillig adoptierten

Maßregeln mit dem Ehrentitel eines Systems, verlor aber eben durch dieses System alle jene Beweglichkeit des Geistes, die seine frühere Laufbahn so glänzend gemacht hatte."

„Der Umstand, daß er allein es war, der den elenden Polizeipräsidenten Grafen Sedlnitzky stützte und hielt, reicht für sich schon hin, um allen Lobrednern Metternichs Stillschweigen aufzuerlegen."

„Der Träger der Staatsgewalt, Erzherzog Ludwig, besaß fast alle jene guten Eigenschaften, die die Söhne Kaiser Leopolds zur ausgezeichnetsten Regentenfamilie ihrer Zeit machten. Er war von seinem Bruder Franz gleich allem, was in dessen Nähe kam, niedergedrückt und in den Model der kaiserlichen Aehnlichkeit gepreßt worden, unterschied sich aber von jenen noch immer durch Gutmütigkeit und Wohlwollen. Vielleicht hat ihn von Reformen nur abgehalten, daß er sich als den Verwalter fremden Guts betrachtete, und daß er die Gewalt als treuer Pfleger unvermindert ebenso abgeben wollte, als er sie empfangen hatte."

„Es war noch ein Mann da, Graf Kollowrat, eine Art Minister des Innern, der sich liberal gebärdete, ohne daß etwas dabei herausgekommen wäre."

„Alle diese Staatsmänner, so sehr sie auch freiwillig oder notgedrungen das alte System fortsetzten, waren doch zugleich viel zu gutmütig und zu human, um auch den alten Polizeidruck fortsetzen zu wollen. Und das hat sie zu Grunde gerichtet. Ihr, wenn gleich etwas spärlich fließendes, Billigkeitsgefühl hat die Märzregierung in Oesterreich gestürzt. Das Regierungssystem Kaiser Franzens ließ sich nur ungetrennt von seinem Polizeisystem fortführen. Wie der Druck nachließ, schnellte die Feder von selbst in die Höhe."

„So sehr nun die Polizeigewalt auf diese Art sich geschwächt fand, war sie noch immer ein Riese gegen die Veranstaltungen, die die liberale Märzpartei zur Durchführung ihrer Absichten ins Spiel setzte."

„Daß die Landstände der verschiedenen Provinzen sich miteinander in Kommunikation setzten, um durch hartnäckiges Petitionieren gewisse, freilich mehr im eigenen, aber immer auch im Volksinteresse gemeinte Zugeständnisse durchzusetzen, war recht und gut, und zwar um so mehr das einzige richtige Mittel, als dadurch das Band zwischen den einzelnen Länderteilen fester angezogen wurde. Die Bewegungen aber, die man im Mittelpunkte der Monarchie verbreitete, um der Unschlüssigkeit der Regierung einen Anstoß zu geben, diese waren es, die ich unvorsichtig und zugleich kindisch genannt habe."

„Ich muß hier eine Digression machen. Die ersten Revolutionen des neueren Europas, die amerikanische und französische der neunziger Jahre, gingen mehr oder weniger von einer Notwendigkeit, von einer Gefährdung der materiellen Interessen, von einer Bedrohung der Grundlagen alles Bestehens aus. Die späteren mit Einschluß der Julirevolution hatten ihren Grund mehr in dem verletzten Selbstgefühl der Nation, ja die allerletzte vielleicht gerade in der Eitelkeit. Alles, was Louis Philipp that und unternahm, hat die Franzosen nicht so empört als der doktrinäre Hochmut seines Ministers, des sonst so vortrefflichen Guizot. Die durch Robot und Zehnten, durch Abgaben und Finanzzustände am meisten getroffenen Klassen trugen ihr Schicksal in Geduld, aber die Gebildeten konnten nicht mehr ertragen als die Böotier von Europa angesehen zu werden, und als die Regierung bald nach der französischen Februarrevolution einen offenbar offiziellen Artikel in die Staatszeitung einrücken ließ, in dem nach leicht begreiflicher, aber auch gerechter Mißbilligung jener Vorgänge zugleich angekündigt wurde, daß in Oesterreich nichts geändert werden, vielmehr alles beim alten bleiben sollte, ging die Erbitterung des Publikums, das seine Wünsche mißachtet und sich selbst gewissermaßen verspottet fand, über alle Grenzen."

„Zu diesem verletzten Selbstgefühl gesellte sich auch die Eitelkeit. Um nicht von denjenigen zu sprechen, die bei einer Volksbewegung oder in einem dadurch herbeigeführten Zustande eine Rolle zu spielen hofften, war das Streben nach Freiheit so sehr als Geist der Zeit anerkannt, daß alle Gebildeten sich nur dann dieses Namens wert erschienen, wenn sie in den allgemeinen Chorus miteinstimmten. Es ist überhaupt gar süß, sich dadurch aus seiner persönlichen Unbedeutendheit herauszuheben, daß man sich einer für erleuchtet geltenden Meinung anschließt und einer Richtung folgt, an deren Spitze die ausgezeichneten Männer des Jahrhunderts stehen. Daß in der vordersten Reihe sich die (s. v. v.) Schriftsteller befanden, versteht sich von selbst."

„Was diese am meisten bedrückte, die Censur, bestand dem Grundsatze nach in derselben Strenge, wie unter Kaiser Franz; die Praxis aber war freilich größtenteils nur wegen der Unausführbarkeit unendlich milder geworden. Was die Lektüre fremder verbotener Schriften betraf, so war der Umlauf derselben, und zwar der gefährlichsten am meisten, so allgemein als irgendwo in der Welt. Ich habe selbst einen Fiaker auf dem Kutscherbocke ‚Oesterreichs Zukunft‘ lesen gesehen. Die Presse im Inlande wurde freilich auf jede Art überwacht. Aber einerseits gefiel sich Fürst Metternich darin, von Zeit zu Zeit Beweise seines liberalen Sinnes zu geben, und Männer von europäischem Rufe, wie Hofrat Hammer, oder Schriftsteller, die Zutritt in die Gesellschaft des Fürsten hatten, konnten so ziemlich drucken lassen, was sie wollten. Anderseits drückte man gar zu gern die Augen zu, wenn Oesterreicher, namentlich Dichter von einigem Ruf, ihre Werke im Auslande verlegen ließen. Sie brauchten dabei nur als öffentliches Geheimnis ihren Namen um eine Silbe zu verkürzen oder einen falschen anzunehmen, um kaum befragt, am wenigsten aber angefochten zu werden. Ja, die Gewalt-

träger fühlten vielleicht sogar eine geheime Freude, daß ihre, wie sie glaubten, notgedrungene Strenge der Entwickelung der ausgezeichneten Litteratur denn doch nicht hindernd im Wege stehe. Eigentlich politische Schriftsteller konnten freilich auf weniger Nachsicht zählen."

„Wenn nun auf die oben angedeutete Art für die ausgezeichneten Männer der Litteratur gesorgt war, so fand sich eine andere Klasse dafür in der äußersten Bedrängnis, die unbedeutende nämlich, die als solche keine Verleger im Auslande finden konnte. In gleicher Lage befanden sich die dramatischen Dichter, die bei ihren Hervorbringungen hauptsächlich die Wiener Bühnen im Auge hatten, und denen die Gelegenheit entging, durch politische Anspielung und ein ungewaschenes Maul die organischen Mängel ihres Talents zu ersetzen. Damit man nun nicht zweifeln konnte, woher der Wind eigentlich wehe, machten die Agitationen gegen die Censur den Anfang der ganzen Bewegung."

„Da ich denn doch meine Erinnerungen niederschreibe, und der Vorgang ein Licht auf die meist Beteiligten wirft, will ich denn doch meinen Anteil an jenen litterarischen Agitationen hierhersetzen und muß daher um einige Jahre zurückgehen."

„Es erschienen einige Schriftsteller bei mir, die mich aufforderten, an einer gemeinschaftlichen Bittschrift um Milderung der Preßgesetze teilzunehmen. Ich weigerte mich anfangs, da ich bei der bekannten Scheu der Regierung vor Associationen im voraus überzeugt war, daß dadurch die Sache nur schlimmer gemacht werden könnte, und das, was viele der andern bei vielleicht gleicher Ueberzeugung lockte, in den deutschen Journalen als Vorkämpfer des Liberalismus gelobhudelt zu werden, mich keineswegs anzog. Da man jedoch weiter in mich drang, und ich weder den Anschein der Teilnahmslosigkeit oder gar der Wohldienerei auf mich laden

wollte, willigte ich endlich ein. Es wurde in den Schriftstellerversammlungen im Hause des Hofrats Hammer eine Bittschrift verfaßt, geändert, angenommen und endlich der Tag zur Unterzeichnung festgesetzt."

„Die Versammlung reihte sich in einem mehrfachen Kreise um das Sofa, auf dem in der Mitte als Hausherr Hofrat Hammer saß, ihm zu beiden Seiten Professor Endlicher und ich. Als es zur Unterschrift kam, beeilte sich Hofrat Hammer der erste zu unterzeichnen, darauf folgte Professor Endlicher, diesem ich als dritter und sodann in bunter Reihe alle Anwesenden."

„Die Bittschrift wurde dem Fürsten Metternich überreicht und hatte die Folge, wie vorauszusehen war. Der Fürst in großmännischer Heuchelei erklärte, daß dieses Gesuch seine besten Absichten durchkreuze. Man sei eben daran gewesen, eine Milderung der Preßgesetze eintreten zu lassen, aber das gemeinschaftliche Gesuch als ein von den Gesetzen verpönter Schritt mache vorderhand jede Aenderung unmöglich, und es bleibe somit beim alten."

„Die Unterzeichner der Bittschrift, die, nebenher gesagt, über das Mißlingen gar nicht so bestürzt waren, als bei ihrem Feuereifer vorauszusetzen war, so daß man wohl merkte, sie seien von der Fruchtlosigkeit ihres Schrittes im voraus überzeugt gewesen, hatten nun nichts Eiligeres zu thun, als das Gesuch mit den Namen der Unterzeichner in auswärtigen Blättern abdrucken zu lassen, um doch wenigstens der zweiten Hälfte ihres Wunsches, als Vorkämpfer der Freiheit zu gelten, nicht auch verlustig zu gehen."

„Da bemerkte nun ich zu meinem Erstaunen, daß ich in der Reihe der Unterzeichner der erste stand, indes ich mir bewußt war, der dritte unterschrieben zu haben. Ich erkundigte mich und erfuhr, daß Hofrat Hammer und Professor Endlicher ihre voranstehenden Namen durch einen Kunstradierer aus-

radieren lassen und sich in die Mitte des Haufens eingeschrieben hatten, so daß ich, der allein den Schritt mißbilligt, nun als Rädelsführer an der Spitze stand. Mir war dies ziemlich gleichgültig, aber, wie es scheint, den beiden Herren nicht."

„Wie sehr das Bedauern des Fürsten Metternich bei seinem ablehnenden Bescheide reine Heuchelei war, zeigte eine bald darauf erscheinende Schrift von einem seiner Vertrauten, dem Baron Clemens Hügel, in der geradezu eine Verschärfung der Maßregeln gegen die Presse als unbedingt notwendig dargestellt wurde."

„Da der Verfasser, wie gesagt, ein Vertrauter des Fürsten Metternich war, und die Schrift vor der Veröffentlichung gewiß dem Fürsten vorgelegt und von ihm gebilligt wurde, so mußte die darin ausgesprochene Meinung notwendig als die des Staatskanzlers gelten, und die Indignation des Publikums stieg aufs höchste. Bauernfeld schrieb gegen diese Broschüre, und je derber, je gröber diese Abfertigung war, um so größer war ihre Wirkung. Die Sache ging ins Tagesgespräch über. Ueberhaupt hat die Eitelkeit Metternichs so viel geschadet als sein Hochmut. Die Gewaltherrschaft muß in Rußland, wie in Oesterreich unter Kaiser Franz als ein Faktum, als eine keines Erweises bedürftige Notwendigkeit dastehen; von dem Augenblicke, als sie sich verteidigt, hat sie sich zu Grunde gerichtet."

„Bauernfeld, der Verfasser der Streitschrift gegen Baron Hügel, hatte seit längerer Zeit angefangen, eine politische Rolle zu spielen, und ich kann nicht vermeiden, von ihm zu reden."

„Er trat in die Litteratur halb als Goethianer, halb als Tieckianer ein. Sein unvergleichliches Talent für das Einzelne wurde durch das Fließende seiner Natur in Bezug auf ein Ganzes sehr in Schatten gestellt. Nichtsdestoweniger hatten seine ersten dramatischen Hervorbringungen noch immer

viel Organisches. Sein erstes und vielleicht bestes Stück ging so ziemlich spurlos vorüber, weil bei Bauernfelds Armut an Erfindung das nicht amüsierte Publikum über die Miniaturwelt von Empfindungspointen und Charakterzügen noch hinwegtölpelte. Ein zweites, noch immer im Zusammenhange gedachtes, gelang besser. Bei einem späteren habe ich ihn sogar genötigt, einen dritten Akt hinzuzuschreiben, da er bei dem zweiten geradezu aufhören wollte. Bauernfeld besaß Verstand und litterarische Rechtschaffenheit genug, um diesem Gebrechen seines Talentes entgegen zu arbeiten. Es zeigte sich aber bald, daß, wenn er sich einen leitenden Gedanken vorsetzte, das Einzelne kalt und steif geriet, indes er nur auf gut Glück in den Tag hinein schreiben durfte, um alle Teile sprühend von Leben und Interesse zu gestalten. Während er noch so mit sich selber im Kampfe war, tauchte das sogenannte junge Deutschland auf. Nun war der Würfel geworfen. Alles sagen zu können, was einem in den Mund kam, an Ordnung und Folge nicht gebunden zu sein, das war alles, was er verlangte, und er gab sich von da an einem dissoluten Wesen hin, dessen Hintergrund doch immer eine Art Verzweiflung an sich selbst bildete, wie einer sich dem Trunke ergibt, um dem Gedanken an das Zugrundegehen seines Hausstandes zu entfliehen. Um aber alles zu sagen, was einem in den Mund kommt, muß man es vor allem auch sagen können, und er war von da an der Wütendste unter den Gegnern der Censur. Ja, als in der Folge in Deutschland die politische Poesie an die Tagesordnung kam, und Bauernfeld merkte, daß die politischen Anspielungen dem Publikum die willkommensten waren, geriet er aus der litterarischen Agitation von selbst in die politische, ein Feld, das ihm bis dahin ganz fremd war. Ich glaube wenigstens nicht, daß er vor seinem dreißigsten Jahre eine politische Zeitung überhaupt nur gelesen hat. Dieser psychologisch bedingte Hergang blieb übrigens für

Bauernfeld ein Geheimnis, denn er war von Hause aus ein rechtschaffener Mensch, und die Lust an der Unruhe jeder Art, die ihm angeboren ist, hat ihn wohl selbst über den Zusammenhang getäuscht."

„Uebrigens ging ihm viel hin, was man andern sehr übel genommen hätte. Der allerhöchste Hof liebte nämlich im Theater — zu lachen, und da ihm Bauernfeld dazu Gelegenheit gab, gefiel man sich darin, ihn für einen polternden Sprudelkopf zu halten, dessen Reden ohne Konsequenz seien. Durch seinen Freund Baumann war Bauernfeld mit dem Minister Kollowrat in Verbindung gekommen, der in Opposition mit dem Fürsten Metternich den Liberalen spielte und Bauernfelds unzusammenhängende Ausbrüche mit Wohlgefallen anhörte, um so mehr, als dessen anfeindender Grimm sich besonders gegen seinen Vorgesetzten, den Finanzpräsidenten Baron Kübeck, wendete, den Kollowrat gleichfalls haßte, und kurzsichtig genug war, nur seinen persönlichen Feind verspottet zu glauben, wo Bauernfeld das ganze System, seinen hohen Gönner mit eingeschlossen, im Auge hatte."

„Weit entfernt sei es von mir, hier Bauernfeld entschuldigen zu wollen. Obgleich bei seiner Verbindung mit Graf Kollowrat er vielleicht an den späteren Ereignissen mehr Anteil hatte, als ich weiß und vielleicht jemals jemand erfahren wird. Er hat in vollkommener Unschuld gehandelt, nur von einer ihm angeborenen zappelnden Unruhe getrieben. So wie es ihm als Dichter an Erfindung fehlte, fehlte es ihm als Mensch in dem höheren Bereich an Gedanken. Er hat immer nur mit fremden gerasselt. An den Modeworten zu zweifeln, fiel ihm gar nicht ein, sowie es ihm nicht in den Sinn kam, daß aus den angezettelten Verwickelungen etwas Uebles entstehen könne. Als das Ueble später eintrat, hat er sich allerdings auf eine grauenhafte Weise dagegen verhärtet, wie später vorkommen wird. Da war aber schon ein Grad von

körperlicher Verrücktheit eingetreten, der ihn unter so viel Aufregungen befiel und selbst heute ihn nicht ganz verlassen hat. Nicht zu leugnen ist übrigens, daß schon seit längerer Zeit seine liebenswürdige Gutmütigkeit einer halbkünstlichen Unverschämtheit Platz gemacht hatte, die mich allmählich immer mehr von ihm entfernte."

„Ich muß wieder auf Bauernfeld zurückkommen, obwohl ich fühle, daß ich ihm dadurch mehr Bedeutung beilege, als er hatte. Er glich eben dem Winde und den Vögeln, die den Samen von einer Insel zur andern übertragen. So wie er in den höheren Regionen mit Graf Kollowrat, war er, nur auf eine unendlich innigere Art und seit der Jugendzeit, mit Baron Doblhof, dem Verfechter der niederösterreichischen Stände und ehemaligen Minister, in Verbindung. Er wohnte bei ihm und war sein Freund und Vertrauter. Doblhof hat zwar wiederholt gegen mich seine Mißbilligung von Bauernfelds Uebertreibungen zu erkennen gegeben, nichtsdestoweniger hatte dieser vielen Einfluß auf ihn — schon aus Achtung für Bauernfelds damals bereits oberflächlich gewordenen gutmütigen Charakter und für dessen unbestrittenes Talent. Die Machinationen der Landstände waren bereits in vollem Gange, es sollten aber auch sonst die Gemüter präpariert werden. Man verfiel darauf, Abendgesellschaften bei Baron Doblhof zu veranstalten, in denen politische, aber auch litterarische Gegenstände besprochen werden sollten, in der ostensibeln Absicht, der wirklich gar zu insipiden Wiener Konversation eine bessere Richtung zu geben. Ich wurde auch dazu geladen, und da die meisten Gäste meine näheren Bekannten waren, ging ich einigemale hin. Die Unterhaltung wollte aber in keinen rechten Gang kommen, aus dem einfachen Grunde, weil niemand etwas Besonderes zu sagen wußte. Unter den Anwesenden, die alle später politische Rollen gespielt haben, ist mir nur der ältere Baron Stift aufgefallen, der gut sprach,

weil er offenbar konsequent dachte, und Graf Thun, der heutige Kultusminister. Letzterer weniger durch das, was er sagte, als durch das sichtbare Bestreben, die von andern vorgebrachten Phrasen auf eine präcise Geltung zu bringen. Mit letzterem bin ich ein Jahr später (1847) auf dem Linzer Dampfschiffe wieder zusammen gekommen. Ich erinnere mich, ihm damals gesagt zu haben, daß er mir ganz zu einem Deputierten auf einem Reichstage gemacht scheine, wobei wir beide keine Ahnung hatten, daß ein Reichstag uns so nahe bevorstand. Ueberhaupt scheint Graf Thun ein vortrefflicher Mensch, dem auch die Gemütsseite nicht mangelt, welche letztere ihn übrigens auch Vorurteilen zugänglich macht. So hat er früher schon in einer böhmisch geschriebenen Broschüre die czechische Nationalität in Schutz genommen, welche Nationalität nur den Fehler hat, daß sie keine ist, sowie die Czechen keine Nation sind, sondern ein Volksstamm und ihre Sprache nicht mehr und nicht weniger als ein Dialekt. Auch ultramontane Ueberzeugungen scheinen dem vortrefflichen Manne nicht fremd zu sein."

„Die Gesellschaft bei Doblhof bestand teils aus niederösterreichischen Landständen, die von dem litterarischen Teile der Unterhaltung nicht sehr erbaut schienen, teils aus Mitgliedern des politisch-juridischen Lesevereins, letztere von den Riesenfortschritten der Welt und besonders Deutschlands in den letzten zwanzig Jahren innigst überzeugt und ihrer Ueberzeugung durch bereits vorgefundene Phrasen Luft machend."

„Dieser juridisch-politische Leseverein war vor kurzem durch junge strebende Männer aus den beiden genannten Fächern gegründet worden. Graf Sedlnitzky, dem wenigstens die Nase des Spürhundes nicht fehlte, wollte durchaus seine Einwilligung nicht geben. Aber der überzuckerte Graf Kollowrat und selbst Fürst Metternich, der, wie schon bemerkt, es liebte, von Zeit zu Zeit Beweise seines liberalen Sinnes in die

Welt zu senden, der allenfalls den Barrabas freigab, um Christus kreuzigen zu können — nahmen sich der Sache an, und diese Pulvermühle für eine künftige Explosion wurde gegründet.“

„Da ich wohl fühle, aus aller Folge herausgekommen zu sein, und eben von den Liberalitäts-Paroxysmen des Fürsten Metternich die Rede ist, will ich die Entstehung der Wiener Akademie der Wissenschaften hierhersetzen, und zwar um so mehr, als sie gerade in diese Zeit fällt, und ich in gegenwärtigen Aufzeichnungen keinen andern Ort für sie weiß. Diese Akademie der Wissenschaften ist eigentlich von den galizischen Bauern gegründet worden. Damit verhielt es sich so: Baron Hammer hatte, wahrscheinlich aus Eitelkeit, Präsident einer Akademie zu heißen, seit langem alles in Bewegung gesetzt, um eine solche in Wien zustande zu bringen. Man war jedoch seit lange gewohnt, auf die Einfälle des verdienstvollen, aber unbesonnenen und turbulenten Mannes keine Rücksicht zu nehmen. Ungefähr um diese Zeit griff Professor Endlicher die Sache auf. Als ein verständiger Mann, der er war, änderte er jedoch den Gedanken dahin, daß er statt einer Akademie, wozu alle Elemente fehlten, eine vom Staat unterstützte Privatgesellschaft für gemeinsame litterarische Arbeiten gründen wollte. Bei einer zu diesem Zwecke gehaltenen Versammlung, zu der man aus jedem Fache einen und aus dem schönwissenschaftlichen mich zuzog, konnte man aus der Natur der Flügelmänner das Maß der künftigen Kompanie mit Grauen wahrnehmen. Ich suchte anfangs mich und überhaupt alle Dichter, als nicht in eine solche Gesellschaft gehörig, auszuschließen, um so mehr als meine poetischen Nebenmänner: Baron Zedlitz, Baron Münch und allenfalls der Erzbischof Pyrker sich in einer Stellung zum Hofe befanden, daß ein Anschluß zu etwas, was dem Hofe mißfällig war, bei ihnen gar nicht vorausgesetzt werden konnte. Die Gesell-

schaft war anderer Meinung, und ich fügte mich. Das gemeinschaftliche Gesuch war übergeben und es war nicht mehr die Rede davon. Da entstand der Aufstand in Galizien. Die treu gebliebenen Bauern mordeten, sengten, wüteten, offenbar von den Lokalbehörden unterstützt, welche letzteren deshalb gar nicht zu tadeln sind, da die Staatsgewalten alle Vorsichtsmaßregeln versäumt hatten und die bedrohten Landbeamten ihren einzigen Schutz in den gegen die Gutsherrn wütenden Bauern fanden. Ein Schrei des Entsetzens über diese Greuelscenen ging durch ganz Europa. Da fällt auf einmal wie vom Himmel herunter die Stiftung der Akademie der Wissenschaften. Fürst Metternich wollte eben der öffentlichen Meinung eine andere Richtung geben, dem Brandschaden des Staates ein liberales Pflaster auflegen, und dazu war ein solch wissenschaftliches Zugeständnis wie gemacht."

„In diesen widersprechenden Richtungen bewegte sich der österreichische Staat, als die Februarrevolution in Paris ausbrach. Ohne sie wäre in Oesterreich, ja vielleicht in ganz Deutschland trotz des albernen Kokettierens von seiten des Königs von Preußen die Entwickelung auf wer weiß wie lange hinausgeschoben geblieben, nun hatte man aber ein Muster der Nachahmung, und man ging ans Werk. In Wien waren es die niederösterreichischen Landstände (siehe Baron Doblhofs Abendgesellschaften), der juridisch-politische Leseverein und sämtliche schlechte Schriftsteller, die das aktive Kontingent stellen sollten. Eine Straßendemonstration bei Gelegenheit des bevorstehenden niederösterreichischen Landtages ward abgekartet und dabei die Studenten an die Spitze gestellt, weil sie als alberne Jungen allein bereit waren, ihre Pfoten für die brennend heißen Kastanien herzuleihen. Die Sache wurde auf der Straße besprochen, jedermann wußte es. Tag und Stunde war bestimmt. Ich erinnere mich, mehreren der Verschworenen, die ich alle mehr oder weniger kannte, geradezu

ins Gesicht gelacht zu haben. Glaubt ihr denn, die Behörden werden es zu einer Demonstration kommen lassen? sagte ich ihnen. Diese brauchten nämlich nur den Landtag hinauszuschieben, oder den Vätern der hitzigsten Studenten den Rat zu geben, ihre Buben zur Zeit aufs Land zu schicken, und in der Zwischenzeit einige Bereitwilligkeit zu Reformen blicken zu lassen (welch letzteres auch wirklich, aber zu spät in einem am 12. März erlassenen höchsten Handschreiben geschah), um alle Vorbereitungen avortieren zu machen. Das Nichtvorauszusetzende trat aber wirklich ein. Es wurden keine Hindernisse in den Weg gelegt, und der Krawall des 13. März fand statt."

„Für diese Unterlassung der Behörden gibt es nur eine Erklärung: daß den beiden Parteien, die sich in die höchste Gewalt teilten, ein solches Ereignis nicht unwillkommen war, das sie beide für ihre Zwecke auszubeuten gedachten. Die Hofpartei wollte den Fürsten Metternich stürzen, dieser aber den Erzherzog Ludwig einschüchtern und — was ich nicht weiß — entweder zu Konzessionen stimmen oder zu vermehrter Strenge veranlassen. Man hoffte, das Ereignis in der Hand zu behalten, und wie gefährlich jeder Funke ist in einer Zeit, wo alle Straßen mit Schießpulver bestreut sind, daran dachte niemand. Vielleicht hat sich der jetzige Minister Bach von allen Märzleuten nur darum in der höchsten Gunst erhalten, weil er damals der entrepreneur des révolutions im Auftrage gewisser Hofpersonen war."

„Am Morgen des verhängnisvollen 13. März, oder vielmehr gegen Mittag, ging ich aus meiner Wohnung, um zu sehen, ob denn von all dem projektierten Unsinn etwas und was allenfalls stattfände. Da die Sache von den Studenten ausgehen sollte, ging ich vor allem auf den Universitätsplatz, den Ort der verabredeten Zusammenkunft. Ich fand ihn nicht allein menschenleer, sondern auch ohne Spuren, daß früher etwas Ungewöhnliches stattgefunden habe. Ich nahm

von da den Weg, den ungefähr ein Studentenaufzug bis zum Landhause genommen haben könnte."

„Nirgends eine Spur von etwas Ungewöhnlichem, nicht zwei Menschen, die mit einander sprachen oder auf ein besonderes Ereignis hindeuteten. So kam ich auf die Freiung und ging ein Stück in die Herrengasse hinein. Hier endlich, in der Nähe des Landhauses, sah ich vor demselben etwa 200 bis 250 Menschen zusammengedrängt, die von Zeit zu Zeit einen schwachen Ausruf hören ließen, aber so matt, so erbärmlich, daß ich mich im Namen meiner Landsleute schämte, daß, wenn sie schon krawallen wollten, sie's gar so unscheinbar anfingen."

„Das war um 1/2 12 Uhr, indes die Geschichte schon um 8 oder 9 Uhr morgens angefangen hatte. Damals noch hätte man den Aufruhr mit zwei Bataillonen Soldaten von beiden Seiten wie einen Taschendieb ‚einführen' können, denn auf den nächstgelegenen Plätzen gingen die Leute unbekümmert ihren Geschäften nach, ja in der Herrengasse selbst zeigte sich außer der nächsten Nähe des Landhauses nirgends eine Spur von Teilnahme. Aber nirgends Truppen, nicht einmal die gewöhnliche Polizeiwache. Halb verdrießlich, halb beschämt begab ich mich ins damalige Hofkammerarchiv, dessen Aktensaal die Aussicht auf den Ballplatz gegenüber der Staatskanzlei hatte. Hier hatte ich mich aber kaum zur Arbeit gesetzt, als ein paar Bekannte kamen mit den Worten: Nun sind sie beim Fürsten Metternich. Ich folgte in den Aktensaal und sah in der Mitte des Ballplatzes einen Haufen von 40 bis 50 jungen Leuten. Einer von ihnen auf den Schultern des andern oder auf einem Tische über die andern herausragend und im Begriffe, gegen die Staatskanzlei gewendet, eine Rede zu beginnen. Hier endlich waren Grenadiere in dreifacher Reihe, das Gewehr beim Fuße, an der mir gegenüberliegenden Mauer der Bastei aufgestellt. Der junge

Mann begann seine Rede, von der ich mühsam den Eingang verstand: Ich heiße N. N. Burian, bin in X. X. in Galizien geboren, 19 Jahre alt — teils konnte ich den Rest nicht mehr verstehen, teils fürchtete ich jeden Augenblick, die Grenadiere würden mit dem Bajonett auf die jungen Leute losgehen und Verwundungen und sonstige Mißhandlungen vorfallen — ich verließ daher das Fenster und ging in mein Arbeitszimmer zurück, dachte aber außer Gefahr für die armen Knaben noch an nichts Arges. Doch hatte das Ganze einen großen Eindruck auf mich gemacht. Die Unbekümmertheit, mit der die jungen Leute wie Opferlämmer sich hinstellten und von den Bewaffneten gar keine Notiz nahmen, hatte etwas Großartiges. Das sind heldenmütige Kinder, sagte ich zu mir selbst. Später trat endlich die bewaffnete Macht ein. Es wurde auf das Volk gefeuert. Wer es immer befohlen hat, er hat die Monarchie an den Rand des Abgrunds gebracht, indem er die Gassenbüberei zu einer Revolution stempelte. Von da an war kein Halt, um so mehr als man den Fürsten Metternich absetzte, der bei allen seinen Fehlern doch noch der einzige war, der Kopf und Energie gehabt hätte, dem Fortrollen Maß und Ziel zu setzen. Ein Opfer war notwendig, dazu wäre aber auch der Polizeipräsident Graf Sedlnitzky hinreichend gewesen, der allgemein verhaßt und wirklich größtenteils schuld an allem Uebel war."

„Uebrigens muß ich meinen Landsleuten das Zeugnis geben, daß sie sich in der ersten Zeit mit einer Liebenswürdigkeit benommen haben, daß man jeden einzelnen hätte küssen mögen. Ich fing schon selbst an, meinen Besorgnissen zu mißtrauen. Mit so gutmütigen Leuten, schien es, könne man die gefährlichsten Experimente anstellen. Als aber am dritten Tage die Ungarn kamen und sich von der Gesamtmonarchie losrissen, und die Menge, die das wußte, ihnen Vivats und Eljens zurief, da merkte ich, daß die Dummheit oder vielmehr

Unbesonnenheit mit Unwissenheit gepaart gefährlicher ist als die Schlechtigkeit, und war überzeugt, daß wir verloren seien."

„Uebrigens war es die lustigste Revolution, die man sich denken kann. Vom schönsten Frühlingswetter begünstigt bewegte sich die ganze Population den Tag über auf den Straßen. In der Nähe der kaiserlichen Burg angekommen, die indessen mit Militär und Kanonen besetzt worden war, erhob die Menge ein lautes Jubelgeschrei, so daß die im Innern Abgeschlossenen jeden Augenblick glaubten, es gehe an ihr Leben, und alles bewilligten, was einzelne Unverschämte, die sich als Deputierte darstellten, nur irgend zu begehren Lust hatten. Ueberhaupt war es Mode geworden, daß jeder, dem es beliebte, in die Burg Einlaß begehrte, dort in den Tisch schlug und den Erzherzögen Grobheiten sagte."

„Am ernsthaftesten, aber freilich auch am absurdesten nahmen es die Studenten, die sich als die Helden der Bewegung betrachteten. Da man mit Erteilung der Konstitution zögerte, wollten sie die Burg stürmen. Sie dachten dabei weniger an den Sieg als an die Ehre, für die Freiheit zu sterben. Sie stritten sich um den ersten Platz beim Angriff. Ich habe mich überzeugt, daß die Jüngeren und Schwächeren begehrten, vorangestellt zu werden, damit, wenn sie erschossen wären, die Aelteren und Stärkeren sich auf die Kanonen werfen könnten, ehe man noch Zeit hätte, wieder zu laden. Ein nichts weniger als aufgeregter Professor sagte mir: Ich bin überzeugt, sie nehmen die Burg ein. Endlich erschien das Versprechen einer Verfassung. Der Kaiser fuhr durch die Stadt. Jubel, Vivats, Anhänglichkeit, Liebe, Treue wie überall, und zwar aus reinem Herzen."

„Ich selbst war zur Passivität verdammt; da meine Ueberzeugungen in allem das Gegenteil von der allgemeinen Begeisterung waren, so fehlte mir jeder Anhaltspunkt der Verständigung. Ich begrüßte die Freiheit in einem Gedichte an

mein Vaterland, wobei ich es aber nicht an den eindringlichsten Warnungen fehlen ließ, besonders vor der Nachahmung der Albernheiten und Schlechtigkeiten Frankreichs und des übrigen Deutschlands. Man nahm das Gedicht gut auf, sogar die Warnung, ohne aber eine Ahnung zu haben, daß man einer solchen bedürfe. Hier wäre der Ort, mich über meinen Mangel an Begeisterung für die Freiheit zu rechtfertigen. Der Despotismus hat mein Leben, wenigstens mein litterarisches, zerstört, ich werde daher wohl Sinn für die Freiheit haben. Aber nebstdem, daß die Bewegung des Jahres 1848 mein Vaterland zu zerstören drohte, das ich bis zum Kindischen liebte, schien mir auch überhaupt kein Zeitpunkt für die Freiheit ungünstiger als der damalige. In Deutschland, das immer von Fortschritten träumte, hatte die ganze Bildung einen solchen Charakter von Unfähigkeit, von Unnatur, von Uebertreibung und zugleich von Eigendünkel angenommen, daß an etwas Vernünftiges und Maßhalten gar nicht zu denken war, und doch war hundert auf eins zu wetten, daß die Litteratur, wenigstens anfangs, an der Spitze der Bestrebungen stehen werde. Ich sage anfangs, weil gerade durch das Unausführbare ihrer Theorien der im zweiten Gliede stehenden Schlechtigkeit Thor und Thür geöffnet werden mußte. Zur Freiheit gehört vor allem gesunder Verstand und Selbstbeschränkung, und gerade daran fehlte es in Deutschland. Oesterreich hatte trotz seiner Censur das Uebergreifen der deutschen litterarischen Absurditäten nicht verhindern können, und wenn die Wiener von ‚Aufgehen in Deutschland‘ träumten, so war es größtenteils, weil sie hofften, das deutsche wissenschaftliche Gebräu mit leichter Mühe und vollen Löffeln in sich hineinschlingen zu können. Deshalb war ich auch zur Passivität verdammt, denn hätte ich gesagt: Was ihr für Weisheit haltet, ist Unsinn, es hätte mir niemand geglaubt. Vor allem weil ich alt und der Fortschritt nur in der Jugend beglaubigt war.“

11.

Einen günstigen Eindruck kann dieser Aufsatz wohl nicht machen. Er erinnert zu deutlich an das Spottwort: Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht naß. Ein schlechtes Regiment soll geändert werden, aber man soll beileibe nichts unternehmen, um diese Aenderung herbeizuführen. Die Aenderung muß also vom Himmel herabfallen, denn der scheltende Patriot weiß kein anderes Mittel als: Abwarten! Die Aenderung sei auch gar nicht an der Zeit, sagt er, denn in Deutschland herrsche Ueberbildung und Verbildung.

Ist das nicht ein bei den Haaren herangezerrter, erkünstelter Grund, an den er selbst nicht glaubt?

Voraussetzung und Folgerung ist schief, ist Grillparzers oft krankhaftem Eigensinn entsprungen, welchem ein starker Dichter leicht verfällt. Gerade wie er den Märzaufstand als ein Idyll beschreibt, müßte er sich ja freundlich dazu verhalten — nein! ruft er gegen sich selbst, nein, ich will nicht, justement nicht. Mein Oesterreich verträgt dergleichen durchaus nicht, und deshalb Nein.

In der Besorgnis für Oesterreich hatte er ja recht. Ein aus verschiedenen Völkerschaften zusammengesetzter Staat ist außerordentlich gefährdet bei einem gewaltsamen Regierungswechsel, aber kann denn ein solcher Staat ewig derselbe bleiben, auch wenn er — wie zugestanden wird — versumpft ist? Dies Abwarten Grillparzers mit diesem versumpften Oesterreich brächte ja ein China nach Europa, falls die Nachbarn Oesterreichs dieser Chinabildung immer ruhig zusehen wollten. Ach nein, sie würden an die Teilung Oesterreichs gehen, wie sie an die Teilung der Türkei gegangen sind.

Nein, aus diesem Aufsatze spricht nur die „kindische Liebe" für sein Oesterreich, wie er selbst seine patriotische Sorge nennt, es ist der Ruf der Kinderwärterin, welche ihre Kleinen vor jeder heftigen Wendung behütet sehen will. Kurz gesagt: es spricht aus diesem Aufsatze die Hypochondrie Grillparzers, des verdrossenen Mannes, welchen seine böse Stunde überfällt. Er wird überrascht von einem großen Wagnisse der Seinen, und da er schon bejahrt und zur Hoffnung nicht mehr befähigt ist, so ruft er erschreckt: Nein! Nein!

Sein Verhalten zu dem befreiten Oesterreich war ja auch später ein ganz anderes, war ein zustimmendes, und als er Reichsrat geworden in diesem Reiche, welches er im Entstehen unmutig abgelehnt hatte, da stimmte er liberal.

Auch hat er ja dies Dokument greller Verstimmung tief in seinem Nachlasse vergraben und nicht an eine Veröffentlichung desselben gedacht. Sein Zorn gegen die Vorgänge brauchte eine Genugthuung, und er verschaffte sie sich durch scharfes Niederschreiben von Vorwürfen, wie er bei jeder Erbitterung die Hunderte von Epigrammen zu schreiben pflegte.

Bemerkenswert ist es, daß er immer eine gewisse Nachsicht, wenn nicht sogar Vorliebe für Metternich zeigt. Zur Zeit des Sappho-Triumphes ist er einmal zu ihm geladen gewesen, und da hat Fürst Metternich einen ganzen Gesang aus Byrons Childe Harold vorgetragen, auswendig vorgetragen. Vielleicht hat sich damals dem jungen Dichter die Vorstellung eingeprägt, ein so poetischer Staatskanzler müsse doch ein edles Herz besitzen.

Uebrigens entschloß er sich doch schon in den ersten Wochen des Staatsumschwunges, wie er selbst berichtet, ein Gedicht für die Freiheit in die entstehende Donauzeitung zu geben. Da hatte er sich also schon beruhigt über das Wagnis der Märztage, und er beschränkte sich in dem Gedichte auf Warnungen vor Ausschweifung der Freiheit.

Diese Warnungen fruchteten bekanntlich nicht, sondern die Völkerschaften trafen alle Anstalten, sich vom Reiche zu trennen, das Reich also aufzulösen. Hiermit war sein ursprünglicher Widerwille bestätigt, und jetzt trat er mit vollem Rechte auf für den gefährdeten Staat Oesterreich; er ließ das Gedicht abdrucken:

Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich!
Nicht bloß um des Ruhmes Schimmer,
In deinem Lager ist Oesterreich,
Wir andern sind einzelne Trümmer.

Mit diesem Gedichte wurde er ein Herold, dessen Stimme in allen Kronländern gehört wurde. Das Gedicht wurde ein großes Ereignis. Radetzky ließ es feierlich seinen Offizieren vorlesen, alle guten Oesterreicher riefen Beifall, alle Gleichgültigen wurden aufgeweckt zu der Erkenntnis, der ganze Staat sei in Lebensgefahr, und es blieb wirkungslos, daß die eingefleischten Umsturzmänner ihn einen schwarzgelben Reaktionär schalten.

Er konnte mit Recht sagen: Ich habe meine Schuldigkeit gethan als patriotischer Dichter — und in Wahrheit, so wurde auch seine dichterische That fast überall angesehen trotz wild aufgeregter Zeit. Er hat selbst damals in der öffentlichen Meinung den Preis gewonnen.

Erschöpft zog er sich mit den Fröhlichs nach Baden zurück und kam erst wieder nach Wien, als die aufrührerischen Zustände beseitigt waren. Und jetzt nahm er seine Wohnung bei den braven Schwestern vier Stiegen hoch in der Spiegelgasse, in welcher er über zwanzig Jahre verblieben ist bis an seinen Tod.

Die Konservativen nannten ihn jetzt den Retter der Monarchie, und sein Verhältnis zu den Machthabern war mit einem Schlage verändert. Bis daher ungnädig an-

gesehen von oben, wurde er nun im letzten Dritteile seines Lebens ein Begnadigter, welchen man auszeichnete mit Lob und Orden. Der Ministerpräsident selbst, Fürst Felix Schwarzenberg, stieg die vier Treppen zu ihm hinauf, um ihm die Auszeichnung persönlich zu überbringen und ihn nebenher zu beklagen, daß er so hoch steigen müsse in seine Wohnung.

Als er weggegangen, sagte Grillparzer lachend: Seine Excellenz hätte sich die vier Stiegen ersparen können, wenn man mir in Amt und Gehalt mehr gewährt und mich zur Zinszahlung für ein besseres Stockwerk ausgerüstet hätte.

Feldmarschall Radetzky schrieb ihm mit eigener Hand einen Dankesbrief, und als er nach Wien kam, lud er Grillparzer zu einem Bankett, in dessen Verlauf der mächtige Dichter gepriesen wurde.

Auch die Akademie, welche wirklich entstanden war, that ihre Schuldigkeit: sie erwählte ihn zum Mitgliede. Wie herkömmlich bei ihm sträubte er sich anfangs, die Ernennung anzunehmen, entschloß sich aber doch dazu und befolgte zu unserem Vorteile ihr Statut: seine Lebensgeschichte zu schreiben.

Litterarisch hätte er guten Grund gehabt, die Märztage nochmals zu schelten, denn sie verschlangen in ihrem Lärm eins seiner schönsten poetischen Werke, die Novelle „Der arme Spielmann“, ein wahres Meisterstück, wie oben Hanslick darthut. Allerdings konnte es nur von einem musikalisch gebildeten Dichter ausgehen. Sie ist eine Perle unter den Novellen unserer Litteratur. Der Lärm politischen Streites, in welchen ihr Erscheinen hineingeriet, konnte es mit sich bringen, daß sie unbeachtet im Winkel blieb, aber als es wieder ruhig geworden, entdeckte man sie und widmete ihr überall die glänzendste Anerkennung.

Sonst noch eine Novelle, „Das Kloster von Sendomir“, hat er in frühester Zeit geschrieben, aber sie hat keine sonder-

liche Bedeutung. Er hat sie rasch abgefaßt, weil man einen solchen Beitrag gebraucht hat zu einem Almanach.

Auch die große treffliche Scene „Hannibal" gehört in die unruhige Zeit der Politik, und ist wohl kurz vor den Märztagen geschrieben. Er scheint nicht vorgehabt zu haben, sie auf ein ganzes Stück auszudehnen.

Still und schweigsam verschwand er fast in seiner kleinen Wohnung, Spiegelgasse Nr. 7 im vierten Stocke. Wer ihn besuchen will und oben rechts anläutet, der erfährt von dem Dienstmädchen der Fröhlichs, daß der Herr dadrüben links wohne. Dort tritt man in ein kleines Gemach, das einzige Fenster geht nach dem Hofe, ein Bücherschrank füllt die Wand gegenüber. Die Bibliothek ist nicht groß, aber auserwählt. Eine Thür führt in das Wohnzimmer Grillparzers. Es ist nicht eben groß und hat zwei Fenster nach der Spiegelgasse. Die Lage ist gegen Abend, es kommt also erst nachmittags die Sonne hinein. Dieses Zimmer umschließt seine ganze Existenz, das Bett, ein Sofa geringer Sorte, ein Klavier, Schreib- und Waschtisch. Die Thür rechts führt in die Zimmer der Fröhlichs, welche den übrigen Teil dieses Stockwerks bewohnen. Sie bringen ihm, wenn er des Morgens aufgestanden ist, den Kaffee, welchen er als ein echter Wiener liebt. Dazu raucht er eine mittelmäßige Cigarre und liest die Zeitung. Er liest sie genau wie ein politischer Mann. Dann kommt ein griechisches Buch und ein Stück von Lope an die Reihe. Nachdem er eine Zeitlang darin gelesen, schaut er auf. Was vornehmen? Wenn ihn nicht eben ein angefangener Plan beschäftigt, und auch selbst dann geht er zunächst ans Klavier und phantasiert darauf so lange, bis er sich gesammelt fühlt für den Schreibtisch. — Mittags geht er nebenan in den Matschakerhof und speist, einfach aber gut. Dann promeniert er langsam über die Rampe am Albrechtspalais hinauf auf die Bastei. Diese alten Wälle mit der Aussicht auf die

Badener Berge, ja bis zum Schneeberge, der nächsten Alpe, waren ihm sehr wert, und als die Stadterweiterung sie niederriß, beklagte er es sehr. — Am späten Nachmittage wurde gelesen, Kathi las ihm öfters vor, besonders wenn das Buch kleinen Druck hatte und ihm die Augen anstrengte.

Da kam unerwartet eine neue Bewegung in sein still gewordenes Leben. In den ersten fünfziger Jahren nämlich begann im Burgtheater die Wiedererweckung seiner Stücke, welche im Staube der Archive vergessen lagen. Nun wird der alte Herr lebendig angeregt worden sein! Nicht sogleich. Man hat ihn wohl einen „Raunzer" genannt. Nicht mit Unrecht. Raunzer ist ein süddeutsches, vorzugsweise österreichisches Wort, welches ins Hochdeutsche aufgenommen werden sollte, denn das Hochdeutsche hat kein Wort für diesen Begriff. Wer alle Mitteilungen, auch die angenehmsten, zweifelnd aufnimmt und zumeist mit Klagen begrüßt, der ist ein Raunzer. Und Grillparzer hatte immer, auch wenn ihm etwas Gutes verkündigt wurde, zunächst nur das Kopfschütteln und ein gewisses Stöhnen bereit wie ein Mensch, an welchem ja doch das Glück immer vorüber gegangen ist und ewiglich vorüber geht. So schüttelte er auch das Haupt, als man ihm sagte: Hero, die vor zwanzig Jahren abgefallene Hero ist gestern im Burgtheater wieder aufgeführt worden und hat gefallen, hat sehr gefallen. — Ah?! Welcher Zufall hat denn da geholfen? — war seine Frage. — Nein, nicht Zufall, die neue Direktion und die neue Besetzung der Rollen hat diese Auferstehung gebracht; jetzt wird auch das Goldene Bließ neu besetzt und aufgeführt werden. Er verhielt sich schweigend und kopfschüttelnd, und als nach einiger Zeit die Nachricht kam: das Bließ ist bei vollem Hause und unter großem Beifalle an zwei Abenden aufgeführt worden, da rief er: Wunderlich! — Nicht wunderlich, entgegnete man ihm, es ist eine systematische Wiederherstellung, es wird nun Ottokar folgen und dann der treue Diener.

Und so geschah es. Die Stücke wurden alle wieder lebendig, der Dichter wurde einstimmig gefeiert; es war, als ob eine zweite Jugend für ihn anbräche. Zwar sagte er immer noch: Zu spät, es ist zu spät für mich! Aber in Wahrheit machte es ihm doch eine tiefe Freude, und er schrieb auf einen Zettel:

Laube — mein Paladin

Schon tot, wieder lebend geworden
Durch dich, mein tollkühner Sohn —
So nimm den Grillparzer-Orden,
Sonst hast du gar nichts davon.

Um diese Zeit — in den fünfziger Jahren — war er wohl mit neuen Stücken beschäftigt, von denen er keinerlei Mitteilungen machte. Man setzte voraus, daß die Libussa fertig sei, und man flüsterte von einem großen Drama, welches eine Anzahl von Erzherzögen handelnd vorführe. Wenn man ihn aber fragte, ob diese Notiz wahr sei, da lachte er und sagte: Ich soll also ein Stück schreiben, dem das Burgtheater verschlossen bleiben müßte! — Jede nähere Frage wies er ab bis auf das Zugeständnis der Libussa, welches oben erwähnt worden ist. Und als ich ihm das Manuskript zurückbrachte und die Verantwortung für einen Erfolg nicht übernahm, da triumphierte sein Zweifelsinn erst recht. Von einer „Jüdin von Toledo“ verlautete nichts; ebensowenig von einer „Esther“.

Im Jahre 1859 kam er überraschend noch einmal unter zahlreichen Menschen zum Vorschein. Es war zum Schillerfeste, obwohl er auch mancherlei einzuwenden hatte gegen das Fest. Der politische Sinn, welchen es mit sich brachte, war ihm nicht recht, wie er denn auch gegen die politischen Gedichte jener Zeit, gegen die Herwegh und Genossen durchaus absprechend war. Trotzdem kam er am Abend des 10. November

in den Sophiensaal, wo das Schillerbankett gefeiert wurde. Die Pietät für den großen Dichter hatte doch stärker gedrängt als die Scheu vor der Oeffentlichkeit. Alle Welt freute sich seiner Anwesenheit, und Bote auf Bote kam zu mir, in leisen Worten mich auffordernd — er saß neben mir — sein Lebehoch auf der Tribüne auszubringen. Während ich aber nach der Tribüne ging, schlich er geschwind hinaus aus dem Saale, denn er hatte bemerkt, um was es sich handelte, und solch eine öffentliche Feier seiner Person vermied er um jeden Preis.

Aus den zwanzig Jahren von 1850 bis 1870 ist übrigens an äußerlichen Vorgängen nur zu verzeichnen, daß er 1853 die Selbstbiographie schrieb, daß er 1858 mit dem Titel eines Hofrats in Pension trat mit seinem vollen Gehalte und daß er einmal eine kurze Reise nach Hamburg unternommen hat, man weiß nicht zu welchem Zwecke. Den kleinen Wilhelm Bogner hat er da mit sich genommen. Er war sein Liebling, wie er denn überhaupt stets ein Wohlgefallen hegte am Anblicke schöner Knaben. In seinen Reisebeschreibungen finden sich öfters Zeichen dafür. Daß der junge Bursche, der Wilhelm, frühzeitig sterben mußte, war ihm ein schmerzliches Leid.

Aufsehen erregte es, daß er, der Einsiedler, noch einmal bei politischer Veranlassung öffentlich erschien. Er, der politische Zweifler! er war unter Schmerlings Ministerium in den Reichsrat des Herrenhauses berufen worden, und er erschien da eine Zeitlang fleißig und stimmte mit der liberalen centralistischen Partei, denn er war als treuer Oesterreicher streng centralistisch. Als die große Debatte über Abschaffung des Konkordats im Gange war, da machte es einen lebhaften Eindruck, den alten kränklichen Grillparzer am Arme des Anton Auersperg (Anastasius Grün) in den Saal treten zu sehen und gegen das Konkordat stimmen zu hören.

Sein Aeußeres hat sich in seinen letzten zwanzig Jahren,

während welcher ich ihn gekannt, kaum merklich verändert. Er war von hübscher Mittelgröße, mager und schlank, und erst in den letzten Jahren ein wenig im Nacken gebeugt. Das Haupt blieb bedeckt mit grauem Haar; das Auge ungeschwächt in seiner klaren Macht. Stets gestört, wenn man ihn ansprach, und über Unzulänglichkeit der Kräfte klagend, belebte er sich doch allmählich, wenn man einen Gesprächsstoff traf, welcher ihn interessierte. Und dies war eigentlich bei allen Stoffen der Fall, denn er war außerordentlich unterrichtet, und man hörte bald, daß er überall mit seinen Gedanken verweilt hatte. Dann sprach er eingehend und fließend und immer eigentümlich, das Eigentümliche nicht etwa entschuldigend, sondern mit Festigkeit betonend. Ebenfalls eigentümlich verhielt er sich Lobsprüchen gegenüber, welche ihm galten: er machte eine abweisende Handbewegung und suchte sofort ein anderes Thema der Unterredung. War das Lob nicht abzuweisen, weil es öffentlich ausgesprochen worden, so verhielt er sich dazu, wenn man es ihm erzählte, wie ein Mann, der mit jenem Grillparzer nichts zu thun hätte. In seinem letzten Lebensjahre fand eine große Grillparzerfeier statt im überfüllten kolossalen Musikvereinssaale, und ich verkündete unter enthusiastischer Zustimmung des Publikums seinen Ruhm, während er selbst nur um einige Straßen entfernt in seinem Stübchen saß und sich in eine Lektüre vertiefte. So fand ich ihn unmittelbar nach jener Feier und wollte ihm den Hergang derselben erzählen. Da folgte obige Handbewegung, und er reichte mir sein Buch, über den Inhalt desselben eine Bemerkung machend.

Auch in seinen älteren Jahren lockte und trieb ihn, wie jeden Wiener, der Frühling aufs Land. Zunächst war Baden darunter verstanden, wo er jedes Jahr eine Zeitlang wohnte, und die Badener haben ihm auch in ihrem Parke ein Denkmal gesetzt. Außerdem aber wurde immer einen Monat lang

ein entfernter Brunnen oder Badeort aufgesucht. Medizinalrath Preyß wählte unter den zahlreichen Mineralquellen Oesterreichs. Auch in ein ungarisches Bad, Slihacs, hat er ihn einmal geschickt, und Grillparzer, stets eine Kur wünschend, folgte gehorsam. Da ist ihm denn im Römerbade bei Tüffer, welches er besonders liebte, das Unglück eines schweren Falles zugestoßen. Eine Freitreppe hinabgehend, will er rückwärts an der Wand eine Inschrift lesen, und indem er sich nach rückwärts wendet, verfehlt er die nächste Stufe und stürzt kopfüber hinab. Besinnungslos bleibt er liegen, und man fürchtet das Schlimmste, als man ihn auffindet. Preyß wird gerufen, und es beginnt eine längere Kur. Der Kopf ist erschüttert, das Gehör schwer verletzt, er ist schwer krank. Kathi und Pepi Fröhlich sind seine Krankenwärterinnen, und es hat etwas Rührendes, wie diese sonst so schamhaften Mädchen die Pflege eines kranken Mannes durchführen. — Nach drei Wochen bringt ihn Preyß nach Wien, muß aber zugestehen, daß sein Gehör nicht ganz wiederherzustellen ist. Dies ist ein harter Schlag für den musikalischen Dichter, welchem nun seine Freude, die Musik, für immer verschlossen ist. Er vernimmt nichts von ihr als ein widriges Geräusch. Dieser Unglücksfall ereignete sich 1863. Er lebte also mit so schweren Gebrechen noch acht Jahre und fand sich allmählich geduldiger in die Entbehrung, als man ihm zugetraut hatte.

Abgesehen von der Schwerhörigkeit war sein hohes Alter frei von Krankheit, und als die achtzig nahten, und die Existenz in ihrer Regelmäßigkeit nicht wankte, da fragte er wohl scherzend: Freund Preyß, wie lange wird denn das noch dauern?

Eines Abends jedoch klagte er über Unbehagen und ging zeitiger zu Bett. Pepi, die jüngste Fröhlich, ward besorgt und schlich nachts in sein Zimmer. Sie fand ihn ruhig schlafend. Dennoch kam sie am Morgen gegen Gewohnheit

zu ihm, um ihm beim Ankleiden behilflich zu sein, was er sich auch gegen Gewohnheit gefallen ließ. Dann brachte sie Kaffee und die Cigarre. Letztere schmeckte ihm nicht recht. Er stand auf und ging zum Lehnsessel am Fenster. Sich setzend, meinte er, noch ein wenig schlummern zu wollen.

Medizinalrath Preyß, welchen die besorgte Pepi hatte rufen lassen, begleitete ihn bis zum Sessel, und da blickte Grillparzer matt aber freundlich zu ihm auf, halblaut sagend: Mein lieber Preyß.

Dies sind seine letzten Worte gewesen. Preyß und Pepi haben sich, entfernt von ihm, auf dem Sofa leise unterhalten, und Pepi hat gefragt, wie denn wohl bei hohem Alter der Tod eintrete. Während Preyß ihr das schildert, springt sie auf und ruft: Da! da geschieht's! Grillparzer nämlich hat einen leisen Seufzer ausgestoßen, und sein Haupt ist auf die Brust gesunken. Sie eilen hin und finden ihn — tot. Die Lebenskraft war aufgezehrt, er hatte unscheinbar aufgehört zu sein.

Was man erzählt von der Verzweiflung Kathis, welche sich schreiend auf den Leichnam geworfen, das ist übertrieben. Sie hatte im Gegenteil eine natürliche Scheu vor Leichen, war aber freilich von Schmerz und Thränen bis zur Ohnmacht erschüttert.

Es folgte ein Begräbnis von unerhörter Teilnahme der Wiener Bevölkerung. Aus der inneren Stadt bis zum Friedhofe in Währing, eine Stunde Weges hinaus, fuhr der Sarg durch dichte Menschenreihen. Tausende auf Tausende drängten hinzu, den großen Dichter, wie man ihn nannte, begraben zu sehen.

Er starb am 21. Januar 1872, einundachtzig Jahre alt.

12.

Wenn man gesehen hat, wie dürftig die Geldeinnahmen Grillparzers immer waren, so ist man erstaunt zu hören, daß er noch zu einer Stiftung hat beisteuern können für hervorragende junge Dichter. Und doch ist dem so. Er hinterließ ein kleines Kapital für seine Universalerbin Katharina Fröhlich, und diese verwendete es samt Honoraren und Tantiemen, welche für Schriften und Dramen Grillparzers eingingen, und samt dem Zuschusse alles dessen, was die Schwestern Fröhlich mühsam zusammengespart, für zwei Stiftungen. Die eine war und ist ein Grillparzerpreis, welcher jedes dritte Jahr für das beste Drama — Trauerspiel oder Lustspiel —, welches aufgeführt worden, ausgezahlt wird. Die andere ist ein Fröhlichpreis für aufblühende Talente in Poesie und in Musik. Außerdem teilten die braven Mädchen noch Legate aus an arme Verwandte Grillparzers.

Außer dieser wahrlich preiswürdigen Bestimmung der Hinterlassenschaft kamen nun auch die Dramen ans Tageslicht, welche er verschlossen gehalten: Libussa, Ein Bruderzwist in Habsburg, Die Jüdin von Toledo und Esther.

Sie sind sämtlich aufgeführt worden. Zuerst im Wiener Stadttheater der Bruderzwist in Habsburg. Dann auch im Burgtheater. Hier wie dort füllten die Vorstellungen eine Zeitlang die Häuser.

Dies historische Drama mit seinem zahlreichen Personal galt für das schwierigste zur Inscenesetzung, und es hat sich am wirksamsten erwiesen. Das Burgtheater hat unrecht gethan, dies bedeutende Stück aus seinem Repertoire verschwinden zu lassen.

Es ist eine der wertvollsten Dichtungen Grillparzers, eine historische Tragödie in großem Stile, ausgerüstet mit einem Schatze von Weisheit, Charakteristik und Situationen. Wir haben in unserer Litteratur kaum ein zweites so großartiges historisches Schauspiel. Wallenstein ist populärer durch die hinreißende Sprache Schillers, welche dem alternden Grillparzer fehlt, aber der historische Inhalt ist im Bruderzwiste strenger geführt, man möchte sagen sachgemäßer. Die Schilderung Kaiser Rudolfs ist ein unübertroffenes Meisterstück.

An der Sprache mag man tadeln, daß sich die Gedankenfülle oft ungraziös zusammendrängt, und daß eine Häufung im Satzbau das Verständnis wie den Vortrag erschwert. Aber das behandelte Thema ist dafür auch zumeist so fein und schwierig, daß es in glatter Rede schwerlich zu erschöpfen wäre.

Von den andern drei Dramen hat nur das Fragment „Esther“ auf der Bühne Glück gemacht. Libussa hat nur dürftig angesprochen, die Jüdin von Toledo hat nicht gefallen. Libussa und die Jüdin sind nur im Burgtheater aufgeführt, Esther ist auch auf andern Bühnen gegeben worden.

Was Grillparzer in seinen Tagebüchern immer an der Libussa auszusetzen findet, daß nämlich Stoff und Behandlung zu spitz und herzlos geraten, das hat sich bei der Aufführung bestätigt. Man ist deshalb auch in praktischem Theatersinne auf den Gedanken geraten, den letzten tragischen Akt ganz wegzulassen. Dann würde immerhin ein heiteres Schauspiel mit spielender Rätsellösung gewonnen.

Es bleibt nur dann der erste Akt mit den halbgöttlichen Schwestern ein gar zu wunderlicher Luxus. Diese Verkörperung der Mythe versagt im ganzen ihren Reiz und wirkt eben nur wie etwas Wunderliches.

Trotz alledem enthält das Stück auf der Bühne so viel Geist und Talent, daß es den Zuschauer lebhaft beschäftigt, und es sollte im Repertoire einer guten Bühne nicht fehlen.

Anders ist es mit der spanisch angehauchten Jüdin von Toledo. Sie hat etwas Fremdes und ist wegen ihres ernüchternden letzten Aktes wohl kaum schmackhaft zu machen für das deutsche Publikum. Die Vorstellung im Burgtheater war freilich nicht ganz maßgebend, weil eine falsche Besetzung der Titelrolle dem ganzen Stücke ein schiefes Gesicht andichtete. Die naive, kapriziöse Rahel wurde von der tragischen Heldin gespielt, und der ganze intime Charakterreiz war dadurch zerstört. Dieser Charakterreiz ist aber in Grillparzers Rahel in hohem Grade vorhanden, und er könnte wohl im Spiele einer passend begabten Schauspielerin das Stück interessant machen.

Das Estherfragment erringt überall durch die große Scene zwischen dem Könige und Esther lebhaften Beifall. Erst hinterher entdeckt man, daß kein junges Mädchen, sei es noch so begabt, die weise Rede Esthers halten kann. Grillparzer spricht sie, und dies begegnet ihm zuweilen in seinen Figuren, daß sie nicht vorsichtig ihrem Charakter gemäß, sondern dem Dichter gemäß sprechen.

Die weitläufige Anlage des Hoftreibens im ersten Akte stellt es außer Zweifel, daß ein größeres Stück beabsichtigt war, und man hat sich den Kopf zerbrochen, wie denn ungefähr die fernere Handlung hätte verlaufen sollen. Eine Wiener Dame, Frau Littrow-Bischoff, welche in Grillparzers letzten Lebensjahren ihn fleißig aufgesucht, gibt in einer Broschüre Auskunft über das, was Grillparzer geäußert habe über die fehlende Fortsetzung. Nämlich:

Mardochai befiehlt der Esther, ihre jüdische Herkunft geheim zu halten. Das sollte den Knotenpunkt des ganzen Dramas bilden, in welchem Ideen von Staatsreligion und Duldung ausgesprochen werden sollten. Nicht die Liebe, sondern die Religion sollte den Inhalt dieses Dramas ausmachen. Esther also verbirgt sorgfältig ihren jüdischen Glauben und verderbt ihren Charakter bis zur Schlechtigkeit.

Die Enthüllung dieses Planes erlebt das Schicksal, daß ihn niemand glaubt. — Hätte auch der alte Herr — um zu erzählen — dergleichen erzählt, so würde die Ausführung des Stücks wohl gelinder, will sagen, anders geworden sein. Mir persönlich hat er einmal gesagt, daß er den Plan für Esther total vergessen habe.

Uebrigens ist das Büchlein der Frau von Littrow-Bischoff „Aus dem persönlichen Verkehr mit Franz Grillparzer" eine recht ausgiebige Quelle für die Lebens- und Redeweise des Dichters in dessen letzten Lebensjahren. Und es bringt auch — welche Seltenheit! — einen Brief von ihm.

Er schrieb ja äußerst ungern Briefe, und selbst der Briefwechsel mit Kathi scheint sehr gering der Zahl nach gewesen zu sein. Der Nachlaß enthält einige. Sie sind von auffallender Kürze und Trockenheit. Dasselbe gilt von den Antworten Kathis, welche sich vielleicht dem angestimmten Tone angepaßt hat. Das Thema der Schamhaftigkeit, so oft von Grillparzer betont, spricht auch in diesen Briefen zwischen Liebesleuten seine Rolle. Nur keine Zärtlichkeit! ist das Motto.

In einem Briefe an Kathi vom 30. Juni spricht er es deutlich aus: „Du beklagst dich, daß meine Briefe nicht herzlich genug seien. So wie es Leute gibt, die ein ins übertriebene gehendes, körperliches Schamgefühl haben, so wohnt mir ein gewisses Schamgefühl der Empfindung bei, ich mag meinen inneren Menschen nicht nackt zeigen, und die größte Aufgabe für diejenigen, die mit mir umgehen wollen, ist es, dieses Gefühl zu überwinden und mir Herzensergießungen möglich zu machen. Dieses Zurückhalten der Aeußerungen der Sensibilität hat zwar allerdings die üble Folge, daß (wie denn alles durch Nichtübung abnimmt) auch die Erregbarkeit des Herzens nach und nach sich schwächt, aber sie bleibt doch immer da, und wer mich zu fassen wüßte, würde sich sehr

wundern, mich früher für kalt gehalten zu haben. Lebe wohl und grüße Pepi und den Vater. — Grillparzer."

Dieser Brief dagegen aus seiner letzten Lebenszeit an Frau von Littrow ist weicher und heiterer, als seine früheren Briefe waren. Er lautet:

„Hochverehrte gnädige Frau! Ich saß betrübt und einsam in meinem Lehnstuhl. Es hatten mir zwar meine Hausfräulein einen kleinen Weihnachtsbaum bereits gespendet — welcher freilich durch die Liebe und Anhänglichkeit unschätzbar wurde —, aber das war vorbei, und ich saß wieder da, mir die trüben Gedanken durch Gedankenlosigkeit vertreibend. Da wird ein Riesenbaum gebracht, behangen mit allen Gütern der Welt. Und von wem? Sollte es die Austria sein, deren Bild wir täglich auf den Banknoten und Bankzetteln verehren? Oder der Minister, der eingesehen, daß man von Titeln und Orden nicht fett wird? Ich erblicke einen Brief, erbreche ihn, Sie sind's."

„Nicht als ob ich nicht so unzählige Beweise Ihrer Teilnahme empfangen hätte, aber daß an dem Tage, der den häuslichen Freuden gewidmet ist, Sie sich meiner erinnert hatten, das überrascht mich. Haben Sie allein von allen Oesterreichern ein so langes Gedächtnis, daß Sie sich der Zeit erinnern, wo ich noch etwas wert war, oder ist es ein so unbezähmbarer Hang zum Wohlthun und Beglücken, daß Sie geben und geben, ohne zu fragen wem?"

„So der Baum, nun erst die Früchte; Zuckerwerk, Früchte, mir keine unbekannten, Theebrot, wie es Goethe zu essen pflegte, der mitunter etwas Schlechtes schrieb, nie aber etwas Schlechtes aß. Die Photographie der Wolter, mir höchst wertvoll, da ich sie nie mit Augen gesehen habe. Ein Kalender, unentbehrlich, um den Tag zu wissen, an dem man seine Pension behebt, und mir das Schätzbarste an der Astronomie, die ich sonst nicht leiden kann, da sie die artigen Sterne, ja

Sonne und Mond zu so unermeßlichen Massen anschwellt, daß mir Hören und Sehen verging."

„Nun noch gar ein Fasan, der, nachdem er aus seinem poetischen Waldleben durch Pulver und Blei in den prosaischen Tod versetzt worden ist, durch Kochen und Braten wieder in idealischen Zustand versetzt werden kann. Kein verächtliches Bild für unser Schicksal nach dem Tode."

„Was soll ich alles nennen? Wem soll ich allen danken? Ihnen, Ihren vortrefflichen Töchtern, Ihrem Gemahl, der den Kalender gemacht hat und nun um meinetwillen einen Fasan weniger zu essen bekommt? Allen! und Gott vergelt's!"

Von sonstigen Kritikern und Mitteilern über Grillparzer haben sich in neuerer Zeit verdient gemacht: Konstant von Wurzbach, trefflicher Herausgeber des biographischen Lexikons des österreichischen Kaisertums, Goedeke, der berufene Textprüfer der Goethe- und Schillerausgaben, Betty Paoli (Grillparzer und seine Werke), Gustav Freytag in „Im neuen Reich", Foglar, Ludwig August Frankl, Wilhelm Scherer in seinen „Vorträgen und Aufsätzen zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Oesterreich", Muth (Grillparzers Technik), Hans Hopfen in Feuilletons, Emil Kuh, Josef Weilen desgleichen, Otto Prechtler und in neuester Zeit Adalbert Fäulhammer in einem reichlich ausgestatteten Bande „Franz Grillparzer, eine biographische Studie". Es wird darin mit besonderer Ausführlichkeit der litterarische und politische Zustand geschildert, welcher Grillparzer umgab.

Des trefflichen Freundes Rizy muß hierbei schließlich noch einmal gedacht werden, wie in der Einleitung zu dieser Schrift. Er hat nach des Dichters Tode ein „Grillparzer-Album" zusammengestellt, in welchem unbekannt gebliebene

Gedichte Grillparzers gesammelt und mit wertvollen Notizen über die Entstehung derselben ausgestattet sind. Obgleich es nicht sofort in den Buchhandel kam und nur an Freunde verschenkt wurde, hat es doch naturgemäß neuen und tiefen Anteil für den verstorbenen Dichter geweckt und den Kreis seiner Verehrer erweitert.

Langsam ist die Zahl der Anhänger Grillparzers gewachsen, und gerade darum hat sich tief und gründlich die Ueberzeugung gefestigt, daß unser Vaterland in Franz Grillparzer einen vollen Dichter gewonnen hat, einen Dichter, der nicht für den Augenblick blendet, wohl aber für die Dauer erhebt und beglückt.



